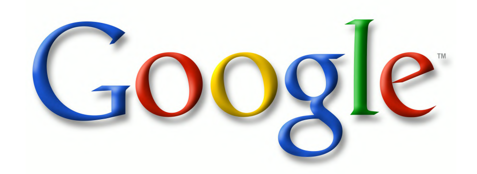


Zweite Auflage.

China und die Chinesen.



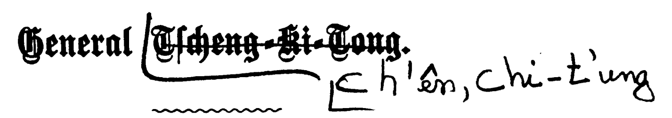
General Tscheng-Ki-Tong.

Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

China und die Chinesen.

Von

General Tscheng-Ki-Tong.



Einzige autorisirte Uebersetzung

von

Adolph Schulze.

Zweite Auflage.



Dresden und Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1896.

Vorwort.

Als das vorliegende Werk in französischer Sprache zuerst in der „Revue des deux Mondes“ und später in Buchform in Paris erschien, erregte es in der ganzen gebildeten Welt ein außerordentliches Aufsehen. Dieses Aufsehen läßt sich allerdings zum Theil auf die Nationalität des Verfassers und seine hervorragende diplomatische Stellung zurückführen; in erster Linie ist aber der großartige Erfolg des Buches zweifellos der geistvollen und mitunter wahrhaft überraschenden Originalität zu danken, mit der er die beiden Extreme Orient und Occident einander gegenüber stellt.

Der Verfasser ist zugleich Dichter und Philosoph; man weiß oft nicht, welchem von beiden man den Vorzug geben soll. An der einen Stelle entzückt er uns durch Bilder von geradezu hinreißendem poetischen Zauber, und dann wieder überrascht er durch geistvolle Satire, treffende Vergleiche und sarkastische Ausfälle, welche das glänzendste Zeugniß für seine scharfe Beobachtungsgabe und seine originelle Anschauungsweise ablegen.

So konnte es denn nicht fehlen, daß das Buch namentlich auch in Deutschland überall die vollste Anerkennung fand. Fast sämmtliche größeren Zeitungen brachten lange, — zum Theil sogar recht lange — Auszüge

und ohne Rücksicht auf ihre politische Stellung hatten alle nur eine Stimme des Lobes für das Buch, so daß ich mich hier jeder ferneren Empfehlung füglich enthalten könnte.

Dennoch aber möchte ich mir gestatten, noch auf einen Punkt hinzuweisen, der meines Wissens in den zahllosen Besprechungen, deren sich das Buch zu erfreuen hatte, keine Beachtung gefunden hat:

„. . . Ce livre n'a pas d'autre prétention que
„d'être une causerie en réponse aux questions
„qui m'ont été si souvent adressées. . .“

Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser selbst bescheidener Weise den Inhalt seines auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus höchst beachtenswerthen Werkes, und in ihnen liegt meines Erachtens eine gewichtige Empfehlung desselben: Das Buch ist eine Quintessenz alles dessen, was den Angehörigen der Aristokratie der Geburt und des Geistes, in deren Kreisen der chinesische Oberst Tscheng-Ki-Tong verkehrte, über sein Heimathland zu wissen wünschenswerth erschien.

Ich habe diesem Hinweise nur noch die Bitte um eine wohlwollende Aufnahme meiner Uebersetzung hinzuzufügen.

Berlin, im September 1885.

Der Uebersetzer.

Einleitung.

Während meines zehnjährigen Aufenthaltes in Europa bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß von allen Ländern der Erde China am wenigsten bekannt ist.

Hiermit soll indeß keineswegs gesagt sein, daß es an Interesse für unser Land gefehlt hätte.

Im Gegentheil, alles was von China kommt, hat sogar einen ganz besonderen Reiz: eine durchsichtige Porzellantasse, ein Fächer, ja die geringsten Kleinigkeiten werden als kostbare Gegenstände betrachtet. — Sie stammen ja aus China.

Wenn man dieses Staunen sieht, sollte man meinen, wir wären ein Volk, das in einer Volière sitzt, eine Art kluger Geschöpfe, die Wunderdinge verrichten könnten — just wie die Menschen. Man zeigte uns am liebsten in einer Laterna magica, und Jedermann kennt die schlechten Witze, mit denen man uns vorführen würde. Zwischen den kleinen Chinesen, die im Liqueur schwimmen wie die Pflaumen,*) bis zu den großen, die sich auf den Windschirmen blähen, hat die Phantasie ja hinreichend Spielraum

*) In Liqueur eingemachte Pflaumen und Orangen werden in Paris „Chinois“ genannt.

für unsere vierhundert Millionen Einwohner. Das ist aber auch so ziemlich alles, was man von China weiß.

Ich habe wohl nicht nöthig zu sagen, welchen Ueberraschungen ich ausgesetzt war, jemehr ich mit den Sitten des Abendlandes vertraut wurde. Nicht nur, daß sich in den Fragen, die man an mich richtete, die auffallendste Unkenntniß kund gab, nein, auch die Bücher, von denen behauptet wurde, daß sie aus China stammten, erzählten die absonderlichsten Dinge.

Wenn man sich damit begnügt hätte, zu sagen, daß wir Hunde verzehren und unsern Gästen Schlangeneier und Eidechsenbraten vorsetzen — es hätte noch hingehen mögen. Ich würde auch nicht viel Worte darum verlieren, wenn man behauptete, wir huldigten der Vielweiberei, — es thun das ja noch so viele andere; — oder daß wir unsere Kinder, unsere lieben kleinen Kinder von Thieren aufsäugen ließen, . . . für die mir der französische Name eben nicht einfällt. Ueber Ungeheuerlichkeiten solcher Art sich zu erregen ist unnütz; es genügt, die Wahrheit klar zu legen.

Allein jedes Ding hat eine wahrscheinliche und eine unwahrscheinliche Seite, und man muß einen Unterschied zu machen wissen zwischen Kindereien und ernsten Dingen, zwischen Irrthum und Vorurtheil.

Ich erkannte bald, daß es das Vorurtheil war, welches den Irrthum mit sich brachte und nahm mir vor, meinen persönlichen Erfahrungen über China Ausdruck zu geben, sobald ich nur einigermaßen dazu im Stande sein würde. In meiner Eigenschaft als Chinese glaubte ich dazu mindestens ebenso berufen zu sein, als die Reisenden, welche sich diese Aufgabe gestellt haben.

Es giebt wohl überhaupt kaum etwas Unvollkommeneres als Reisenotizen. Der erste beste Einfaltspinsel, der uns gerade in den Weg läuft, repräsentirt die Nation, deren Sitten man zu skizziren gedenkt. Eine Unterhaltung mit einem Paria ist ein kostbares Dokument für den Reisenden; Mißvergnügte, die ihrem Grolle Luft machen und Verachtung auf ihre eigene Klasse häufen, sind seine Quellen. Kein Wunder, daß seine Notizen falsch und unzuverlässig sind.

Es ist in der That naiv von mir, daran etwas bessern zu wollen. Kennen denn die Abendländer sich selbst? Giebt es nicht im eigenen Lande noch unbekannte oder ungenügend durchforschte Gegenden? Sind Sitten und Gebräuche nicht ebenso veränderlich wie die Charaktere, und giebt es für gewisse Dinge nicht eine bestimmte Grenze, wo — der Rest Schweigen ist?

Die Sitten eines Volkes sind das Ergebniß seiner gesammten Erinnerungen, sie sind das allmälige Werk der Jahrhunderte, welche über das Land dahingezogen sind, und um sie zu begreifen, müssen wir die lange Reihe dieser Ueberlieferungen kennen, oder wir tappen auf's Gerathewohl darin umher und unsere Schilderungen haben keinerlei Anspruch auf Autorität.

Es ist traurig aber wahr: oft ist das Buch schon vor der Reise vollendet, aus dem einfachen Grunde, weil der Zweck dieser Reise eben das zu veröffentlichende Buch ist. Es handelt sich lediglich darum, für circa dreihundert Seiten Eindrücke zu sammeln; auf die Wahrheit kommt es dabei nicht an. Im Gegentheil, erst durch das Wunderbare, das Grauenhafte, das Anstößige, oder auch durch die Schilderung der widerlichsten Gebräuche wird der Erfolg des Buches gesichert.

Aber das einfache Leben zu schildern, wie es im Schoße der Familie dahinfließt, die Sprache zu studiren, um die Traditionen des Volkes würdigen zu können, als Mandarin mit den Mandarinen, als Gelehrter mit den Gelehrten, als Arbeiter mit den Arbeitern, mit einem Wort als Chinese mit den Chinesen zu leben, um eines Buches willen — das wäre zu viel verlangt.

Allein ist die Erfüllung dieser Bedingungen nicht unumgänglich nothwendig, wenn man Erfahrungen von einigem Werth sammeln will? Braucht man denn nicht mehr zu lernen, um etwas zu verstehen?

Doch ich trage Eulen nach Athen; die Sache ist ja sonnenklar: der Reisende, welcher einem Riesen begegnet, schreibt in sein Notizbuch: „Die Bewohner dieser fernen Länder sind von hoher Figur"; bemerkt er dagegen einen Zwerg, so heißt es: „In dieser Gegend sieht man nichts als Zwerge, man wähnt sich im Lande Gullivers". Mit den Sitten und Gebräuchen ist es dieselbe Geschichte: Hört man von einem Kindesmorde, schnell das Notizbuch: „Diese Leute sind Barbaren"; lernt man einen ehrlosen Mandarinen kennen, gleich ist wieder das Notizbuch zur Hand: „Das Mandarinat ist gänzlich heruntergekommen". Auf solche Weise wird Geschichte geschrieben; aber freilich, wer vom Monde kommt hat gut lügen.

Meiner Ansicht nach wäre es die Pflicht der civilisirten Nationen, eine Akademie zu gründen, deren Aufgabe darin bestände, die Reisebeschreibungen und überhaupt alle Publikationen zu kontrolliren, welche sich auf die Sitten, Regierung und Gesetze eines Landes beziehen. Es dürfte nicht gestattet sein, zum Zweck der Spekulation die Wahrheit zu entstellen, oder die Akademie müßte wenigstens, da

alle Rechte ja immer nur fakultativ sind, ein Register herausgeben, in welchem jedes einzelne Buch je nachdem als wahr oder als lügenhaft gekennzeichnet ist. Es wäre dies gleichzeitig ein Sporn für die Geschichtschreiber, ehrlich zu sein, da die Bestrebungen jedes einzelnen, die Wahrheit zu sagen, anerkannt, geschätzt und belohnt werden würden. Warum sollte es nicht möglich sein, einen Sicherheitskordon gegen die Verleumdung zu ziehen?

Ich habe mir vorgenommen, China in dem vorliegenden Buche so darzustellen, wie es ist; seine Sitten und Gebräuche zu schildern auf Grund meiner Erfahrungen als Chinese, aber in europäischem Geist und Geschmack.

Ich gedenke die mir vermöge meiner Abstammung innewohnenden Erfahrungen mit den in Europa erworbenen zu vereinigen, mit einem Wort, ich denke wie ein Europäer, der Alles gelernt hat, was ich von China weiß und der nun zwischen den Civilisationen des Abendlandes und des fernsten Orients diejenigen Vergleiche und Annäherungspunkte zu finden sucht, auf die seine Kenntnisse ihn hinweisen werden.

Wenn ich die Erziehung und die Familie behandele, so wird man sehen, daß ich die entsprechenden Organisationen in Europa sehr wohl kenne. Der Leser wird mich zu meinen Freunden begleiten und an allen unsern Vergnügen theilnehmen. Ich werde ihm unsere Bücher aufschlagen, ihn unsere Sprache lehren und mit unseren Sitten bekannt machen. Dann gehen wir zusammen in die Provinzen; unterwegs sprechen wir französisch, englisch, deutsch, wir plaudern von seiner Heimath und von den Lieben, welche ihn dort erwarten. Abends blättern wir in unsern Dichtern, und Bewegung wird sein Herz erfüllen, wenn er die Harmonie unserer Verse vernimmt, in Verbindung mit der

Tiefe des Gemüths. Dann wird er einen anderen Begriff von unserer Civilisation bekommen: er wird lieb gewinnen, was sie Schönes und Erhabenes hat, und wenn er etwas auszusetzen findet, so wird er nicht vergessen, daß es nichts Vollkommenes giebt hienieden, und daß man stets auf eine bessere Zukunft rechnen muß.

Wer weiß, ob er, wenn ich ihm die Thore der Gastfreundschaft so weit geöffnet habe, nicht Muth fassen wird, mir sein ganzes Herz zu offenbaren! Doch ich bin auch schon zufrieden, wenn er nicht einzig und allein nur Geringschätzung hegt.

Hie und da wird man auch eine Kritik des Abendlandes finden. Man wolle jedoch nicht vergessen, daß ich eine Feder, keinen Pinsel führe und daß ich gelernt habe, nach europäischer Art zu denken und zu schreiben.

Die Kritik ist in der That die Seele des Vortrags; man kann wirklich nicht ewig nur bewundern, sondern von Zeit zu Zeit denkt man auch gern einmal, wie jener Bauer, der dem Aristides böse war, weil er ihn immer nur den Gerechten nennen hörte.

Man kann nicht immer loben, ohne banal zu werden; ich habe mir Mühe gegeben, diesen Fehler zu vermeiden. Der Leser wolle also nicht vergessen, daß es der einzige Zweck meiner Kritik ist, dem Styl etwas mehr Lebhaftigkeit zu verleihen.

Mein Streben war zu belehren und zu unterhalten und wenn ich mich bisweilen durch den Gegenstand hinreißen ließ, meine Liebe zu meiner Heimath zu versichern, so bitte ich dafür im voraus alle diejenigen um Verzeihung, welche ebenfalls ihr Vaterland lieben.

Die Familie.

Die Familie ist die Grundlage, auf welcher das ganze politische und sociale Leben China's sich aufbaut.

Eine Definition der chinesischen Gesellschaft läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Die Gesammtheit der Familien."

Seit den frühesten Zeiten ist dieser Geist der Familienzusammengehörigkeit von überwiegendem Einfluß in allen unseren Gedankenrichtungen gewesen und mit Confucius sagen wir, daß man, um ein Land zu regieren, zuvor lernen muß eine Familie zu regieren.

Die Familie ist so recht eigentlich eine Regierung en miniature; sie ist die Schule, in welcher die Regenten ausgebildet werden, und das Staatsoberhaupt selbst ist einer ihrer Schüler.

Der Unterschied zwischen Morgenland und Abendland bezüglich der Organisation der Familie ist so charakteristisch, daß es mir geboten erscheint, zuerst eine allgemeine Darstellung dieser Organisation zu geben, indem ich mir vorbehalte, die Grundzüge derselben später näher zu erläutern. Ich entwerfe in großen Zügen die Hauptcharaktere, wie eine Skizze, die ich später vollenden werde:

Alle Glieder der chinesischen Familie sind gehalten sich gegenseitig Beistand zu leisten und gemeinsam zu leben. Die Geschichte unseres Landes erwähnt eines alten Ministers Namens Tschang, der eine neun Generationen umfassende Familie unter seinem Dache vereinigte. Dies Beispiel wird uns als Muster hingestellt, dem wir nachstreben sollen.

Die Familie gleicht so gewissermaßen einer religiösen, bestimmten Gesetzen unterworfenen Ordensgemeinschaft. Alle Einkünfte fließen in eine und dieselbe Kasse und Jeder legt seine Einnahmen darin nieder, ohne daß zwischen dem Mehr oder Weniger ein Unterschied gemacht wird. In der Familie herrscht das Gesetz der Gleichheit und Brüderlichkeit: bedeutungsvolle Worte, die in die Herzen und nicht an die Mauern*) geschrieben sind.

Jedes einzelne Glied der Familie soll sich so betragen, daß die Harmonie nicht gestört wird. So lautet das Gebot. Allein es giebt nichts Vollkommenes auf der Welt, und wenn wir uns ein Ideal geschaffen haben, so wissen wir auch aus Erfahrung, daß es keine Regel giebt ohne Ausnahme. Hat doch sogar die Sonne ihre Flecken.

Wird infolge unvorhergesehener Umstände die Eintracht gestört, ist die Ordnung in der Familie nicht mehr aufrecht zu halten, so gestattet das Gesetz die Theilung des gemeinsamen Vermögens, auf das alle männlichen Mitglieder das gleiche Anrecht haben. Ich werde später erklären, warum die Frauen von dieser Theilung ausgeschlossen sind.

---

*) Anspielung auf die französische Revolution.

Diese Organisation bietet unleugbare Vortheile in Bezug auf die gegenseitige Unterstützung. Wird ein Mitglied der Familie krank, so erhält es sofort den Beistand, dessen es bedarf; verliert ein anderes seine Arbeit, so daß seine Mittel nicht mehr ausreichen würden, seine Existenz zu sichern, alsbald steht ihm die Familie zur Seite, sei es um die Unbill des Schicksals auszugleichen, sei es um die Leiden und Entbehrungen zu lindern, welche das Alter mit sich bringt.

Wie man sieht ist dies das patriarchalische System, wie es zur Zeit der biblischen Periode in Blüthe stand.

Die Leitung der Familie gebührt dem ältesten Mitgliede derselben, und in allen wichtigen Angelegenheiten unterwirft man sich seiner Entscheidung. Er bekleidet gewissermaßen das Amt eines Regierungschefs, und alle Schriftstücke werden im Namen der Familie von ihm unterzeichnet.

Der Fremde, welcher unser Land bereist, kann sich leicht von der Wahrheit dieser Angaben überzeugen. Er braucht nur mit dem Finger auf irgend ein beliebiges Grundstück zu deuten und zu fragen, wem es gehört; die Antwort wird stets lauten: der und der Familie. Will er der Frage noch näher auf den Grund gehen, so kann er auch auf den Marksteinen, welche jedes einzelne Grundstück abgrenzen, den Namen der besitzenden Familie lesen. Der Lauf der Dinge ist bei uns derselbe, wie im Abendlande — nach dem Tode.

Auf den Kirchhöfen vor den Thoren der Städte sieht man häufig Gräber mit der Bezeichnung: „Familiengrab“. Dort finden sich oft Brüder zusammen, welche sich im Leben kaum gekannt haben, dort schlafen dereinst Verwandte

neben einander, die sich auf Erden nie vertragen konnten, und nun erst hat keiner mehr etwas vor dem andern voraus. In China beginnen wir bereits in diesem Leben das Werk, welches im Abendlande erst der unerbittliche Tod zu Stande bringt. —

Jede Familie hat Statuten, durch welche ihre Lebensweise geregelt wird; sie bilden gewissermaßen eine Art geschriebenes Recht. Alle Besitzthümer der Familie sind darin verzeichnet und ebenso auch die Bestimmung derselben; man könnte sie als eine Art Testament bezeichnen. Da heißt es z. B.: „Die Einkünfte dieses Grundstückes bilden die Altersunterstützung für die Greise; jenes andere liefert die Prämien für die Jünglinge, welche die Examina bestanden haben. Diese Einkünfte sind für die Erziehung der Kinder bestimmt, jene für die Töchter, welche sich verheirathen; kurz, alle irgendwie vorherzusehenden Ausgaben sind darin verzeichnet.

Und nicht nur das materielle Leben wird durch die Statuten geregelt, auch die Pflichten der Einzelnen sind darin festgesetzt und ein anderer Artikel fixirt wieder die Strafen für solche Mitglieder, welche durch ihren Lebenswandel oder ihre Verschwendung die Ehre der Familie gefährden.

Man würde die Möglichkeit, diese Gebräuche aufrecht zu halten, schwerlich begreifen, wenn die Achtung vor denselben nicht überall in unserer Erziehung zum Ausdruck käme. Unsere ganze Erziehungsmethode ist auf das ihr gesteckte Ziel zugespitzt; nämlich in erster Linie Liebe zu der Familie einzuflößen. Ohne diese Vorsicht würde die Familie im Orient wahrscheinlich ebenso zersplittert sein wie im Abendlande, wo sie, wie man zugeben wird, keine

sociale Macht mehr repräsentirt. Sie hat hier lediglich den Vortheil, Verbindungen aufrecht zu erhalten, deren Nützlichkeit sich hauptsächlich in dem Antreten unverhoffter Erbschaften kundgiebt.

Fünf Hauptgrundsätze sind es nun, welche mit Hülfe der Erziehung den Familienkultus bilden und unterhalten, nämlich: die Treue gegen den Landesherrn, die Ehrfurcht vor den Eltern, die Einigkeit zwischen Ehegatten, die Eintracht unter Brüdern und die Beständigkeit in der Freundschaft. Diese Grundsätze sind das Wesen der Erziehung und darauf berechnet, dem Gemüth diejenige Ueberzeugung einzuimpfen, deren es bedarf, um die Familie zu lieben und die alte Organisation aufrecht zu erhalten, trotz jener launenhaften Unverträglichkeiten, welche oft den unverzeihlichsten Ausschreitungen als Entschuldigung dienen müssen.

Die Familie, aus der wir hervorgehen, hat vierzig Jahrhunderte des Friedens hinter sich, und jede dahinsterbende Generation erhöht das Ansehen derselben. Man wundere sich also nicht, daß der Familiensinn so mächtig ist in China, und daß der erste Artikel unseres Glaubensbekenntnisses die Treue gegen den Landesherrn vorschreibt. Der Kaiser ist in der That der Schlußstein unseres ganzen staatlichen Gebäudes; er ist das Haupt aller Familien, der Patriarch, dem alle unbedingte Ergebenheit schuldig sind. Hieraus erklärt es sich auch, daß es das höchste Ziel unseres Ergeizes ist, der Staatsverwaltung anzugehören.

Die Achtung vor den Eltern, oder die kindliche Liebe ist ein Gefühl, welches sich unter jedem Himmel kundgiebt; sie ist ein Naturtrieb. In China ist der kindliche Respekt sehr groß und besitzt noch eine Eigenthümlichkeit insofern, als die Eltern an dem Gewinn aus allen, von ihren

Kindern geleisteten Diensten theilnehmen. Also nicht nur die Kinder schulden ihren Eltern Achtung und Dankbarkeit, sondern selbst diejenigen, welche von den ersteren Wohlthaten empfangen haben, dehnen ihre Erkenntlichkeiten auch auf die Eltern aus.

Wenn ein Staatsbeamter geadelt wird, so treten seine Eltern gleichzeitig auch in den Adelstand. Die Adelsverleihung hat eine rückwirkende Kraft und in demselben Maße wie Jemand im Range steigt, erhöht sich auch die Würde seiner Vorfahren.

Diese Sitte ist charakteristisch, und in ihr dokumentirt sich ein tiefgehender Unterschied zwischen den Sitten des Abendlandes. Bei uns besteht der Adel nicht einzig und allein in dem Ehrentitel, den der Landesherr verleiht. Wir unterscheiden zwei Arten von Adel: der eine ist erblich und nur der älteste Sohn führt den Titel, wie es ähnlich heute noch in England der Fall ist; der andere ist mit dem Range eines Staatsbeamten verbunden.

Der erbliche Adel wird nur in seltenen Fällen verliehen, um außerordentliche Verdienste zu ehren und zu verewigen, z. B. kriegerische Tapferkeit.

Der mit einer Charge im Staatsdienst verknüpfte Adel ist eine Art Amtsadel; er überträgt sich nicht auf die Nachkommen, wohl aber auf die Vorfahren. Wird Jemand zum Beamten ernannt, so erhalten seine Eltern eine der seinen gleiche Würde, sie werden, wenn ich mich so ausdrücken darf, vermöge ihres Urheberrechts geadelt, um solchergestalt die Huldigung der kindlichen Liebe in Empfang zu nehmen. Die Kinder des Beamten dagegen, wie hoch auch seine Stellung sein mag, haben auf keinerlei Vorrechte Anspruch.

Die chinesische Aristokratie ist also zusammengesetzt aus Mitgliedern, die den Adel ihrer amtlichen Stellung verdanken und aus solchen, die ihn durch Erbschaft erlangt haben. Der Erbadel, wenn er nicht durch persönliches Verdienst unterstützt wird, ist ohne jeden Einfluß im Reiche der Mitte.

Ich habe die Einigkeit zwischen Ehegatten als einen der Hauptgrundsätze unsers Erziehungsprogrammes bezeichnet, und die Vorzüglichkeit dieses Grundsatzes kann in der That nicht genug gelobt werden, da in China die Ehe unauflösbar ist. Jedoch darf man dieses Wort nicht vom gesetzlichen Standpunkt auffassen (in gewissen Fällen gestattet auch das chinesische Gesetz die Ehescheidung), sondern von dem Gesichtspunkt der Achtung, welche man der Familie und im besonderen den Eltern schuldig ist.

Die Unauflösbarkeit des Ehebündnisses hat ihren bestimmten Grund, welcher von eben den Umständen abhängt, unter denen es sich vollzieht. In China verheirathet man sich nämlich jung, und die Eltern sind es, welche ihrem Kinde die geeignete Lebensgefährtin wählen.



In Europa nichts dergleichen: hier sind es die jungen Leute, welche sich anmaßen, über die Angemessenheit ihrer Wahl zu urtheilen und darüber, ob es Zeit ist, mit dem Junggesellenleben zu brechen. Es giebt eine ganze Menge Gründe, zu deren Gunsten man die schönsten Jahre der Ehe, diejenigen, welche die glücklichsten für die Frauen sind, opfert. Bei uns in China beobachten wir noch die herkömmlichen Gebräuche der guten alten Zeit. Hier verheirathen die Eltern ihre Kinder und sie glauben wirklich, daß ihre Erfahrung nicht so ganz unnütz ist bei der Wahl der Frau, welche sich für ihren Sohn eignen würde.

Die Ehe wird in China ausschließlich als eine Familieninstitution betrachtet; ihr einziger Zweck ist die Vergrößerung der Familie, und nur dann wird eine solche als blühend und glücklich betrachtet, wenn sie recht zahlreich ist. Hiernach ist es logisch, daß die Gatten eine von den Eltern gewünschte Verbindung eben im Namen des Prinzips der kindlichen Liebe respektiren.

Ich habe ferner der Brüderlichkeit Erwähnung gethan, welche bei uns nicht blos ein leeres Wort ist. Unsere Worte sind überhaupt stets wirklich so gemeint und insbesondere das Wort Brüderlichkeit hat eine höchst reale Bedeutung.

Die Brüderlichkeit ist ein Gefühl, welches seinen Ursprung in der Familie findet und auch aus dieser seine Kraft schöpft. Es ist daher nicht zu verwundern, daß in den Staaten, in welchen der Familiensinn abhanden gekommen ist, auch die Brüderlichkeit ihren Charakter verloren hat. An ihre Stelle ist eine Art Gefühl getreten, welches der Entsagung ähnlich sieht — ich glaube nicht der christlichen — und welches mit Hülfe der Gewohnheit schließlich gestattet, einen modus vivendi zwischen Brüdern herzustellen. Unsere Sitten sind davon grundverschieden.

Die Freundschaft gehört ebenfalls zu unsern vornehmsten Pflichten; sie ist durchaus kein überflüssiges Gefühl. Unsere Freunde sind wirkliche Freunde und, um mit La Fontaine zu sprechen: weder der Name noch die Sache ist selten. Wir haben sogar eine alte Formel, welche früher gesungen wurde, die in schlichten Worten die Pflichten der Freundschaft darlegt. Ich lasse die wörtliche Uebersetzung folgen:

Bei dem Himmel und der Erde,
In Gegenwart des Mondes und der Sonne,
Bei ihrem Vater und ihrer Mutter
Haben A. und B. sich unerschütterliche Freundschaft geschworen.

Und jetzt, wenn A. auf einem Wagen
B. begegnet, im groben Strohhut,
Dann muß A. von seinem Wagen steigen,
Um B. entgegenzugehen.

Wenn ein anderes Mal B. auf schönem Pferde,
Den mit einem Hausirerballen beladenen A. begegnen sollte,
Dann muß B. vom Pferde steigen,
Wie einst A. vom Wagen stieg.

Das ist jedenfalls praktische Freundschaft, die weiter reicht als die Börse, jene Klippe, welche von der Freundschaft nur ungern überschritten wird, als ob die letztere lediglich ein geselliges Talent wäre.

Die Beispiele freundschaftlicher Ergebenheit sind im Ueberfluß vorhanden in unserer nationalen Geschichte; so z. B. daß Jemand seinen Rock auszieht, um seinen in's Unglück gerathenen Freund, den er auf seinem Wege antrifft, damit zu bekleiden. Grade dieser Fall trifft ziemlich häufig ein und um seinetwillen wird man noch lange nicht heilig gesprochen. Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß hauptsächlich in christlichen Ländern durchaus gewöhnliche Charakterzüge der Bewunderung aller preisgegeben werden. Die Ausübung der Tugend wird als ein Wunder dargestellt: ist das ein Uebermaß von Bescheidenheit oder ist es einfach das Geständniß der eigenen Schwäche? Ich neige der letzteren Ansicht zu.

Meiner Meinung nach trüben die Worte „christliche

Liebe“ gar manches menschliche Gefühl. Die Anmaßung, Gott und seinen Heiligen, d. h. aller Welt gefallen zu wollen, bewirkt, daß man seinen engeren Kreis vernachlässigt. Die christliche Liebe ist eine Art, Gutes zu thun, aber da diese Art göttlicher Natur ist, so können die Menschen sie nur nachahmen; der Vorgang ist mit einem gewissen Geheimniß umgeben, welches sie nicht begreifen. Ich habe einmal irgendwo den Gedanken gelesen: „Wer einen Engel erziehen will, erzieht einen Einfaltspinsel“. Ich glaube, daß ebenso derjenige, welcher einen Menschen gottähnlich machen will, noch keinen Engel hervorbringt. Wir haben diesen Ehrgeiz nicht und befinden uns wohl dabei.

Die Unterstützung in's Unglück gerathener Freunde ist ein Gebrauch, aber keine Tugend. Nicht nur die Reichen stehen ihren unglücklichen Freunden bei, sondern auch die Unbemittelten kommen denen zu Hülfe, die noch ärmer sind als sie. Ist Jemand Schriftsteller, so sammeln alle seine schriftstellerischen Freunde zu seiner Unterstützung; ist er Arbeiter, so thun seine Kollegen dasselbe. Dieser Brauch ist allgemein unter Leuten derselben Klasse. Es werden selbst Sammlungen unter Freunden veranstaltet, um zu der Hochzeit eines der ihrigen beizutragen, und auf dieselbe Weise wird die Wittwe eines Freundes unterstützt, oder die Erziehung seiner Kinder vollendet. Ein menschliches Wesen ist bei uns nie isolirt.

Was mich noch besonders betroffen gemacht hat in den Sitten der abendländischen Welt, das ist die Gleichgültigkeit des menschlichen Herzens. Fremdes Unglück macht selten großen Eindruck: im Gegentheil, man vernimmt es oft sogar mit einer gewissen Genugthuung. Dieser Zug ist keineswegs lobenswerth, und dabei fehlt es weder an

Herzensgüte noch an gesundem Verstande. Der einzige Fehler ist, daß man nicht praktisch ist.

Alfred de Musset, der Lieblingsdichter weiter Kreise, hat die folgenden Zeilen geschrieben:

„Wer nie in Fiebernächten heiß und bang
Erschreckt emporfuhr bei der Träume Scheiden,
Wer weinend, betend, niemals stundenlang
Vor der Unendlichkeit die Hände rang,
Das Herz von Mitleid voll vor unbekannten Leiden."
. . . .

„Vor unbekannten Leiden!" ... Ein schönes Ideal! ... Das Mitleid mit unbekanntem Elend tritt an die Stelle dessen, welches man für das nur zu wohlbekannte haben sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches gelesen: entweder sind die Worte hohles Pathos, oder sie sind eine eines edlen Menschen unwürdige Parodie auf das Mitgefühl. Allein in der Poesie läßt sich ja alles entschuldigen, selbst der Unsinn: er heißt dann dichterische Freiheit. Doch was ist da zu ändern! Die schönsten Verse spielen eine traurige Figur, wenn man ihnen die schlichte Wahrheit entgegenhält: es ist wie wenn ein Sonnenstrahl auf Theaterdekorationen fällt.

Religion und Philosophie.

Solange es Menschen giebt, hat auch die Religion existirt.

Ursprünglich bildete sie das geheimnißvolle Band, welches das Geschöpf mit dem Schöpfer verbindet, und ihr Symbol war die Anbetung und die Dankbarkeit. Unter den so verschiedenartigen Formen, unter welchen der geheimnißvolle Zug der menschlichen Seele zu dem Weltgeist zum Ausdruck gelangt, findet man stets die Idee des Uebernatürlichen mit den seltsamsten Gebräuchen vereint. In seinem Streben nach Gott strauchelt der Mensch gar oft und wird sich seiner unvollkommenen Natur bewußt. Allein je weiter man in die Vergangenheit hinaufsteigt, um so mehr vereinfacht sich die Religion und gestaltet sich zu jener Einheit, in welcher wir die Harmonie der Schönheit erkennen. Sollte sie nicht damals der Gottheit würdiger gewesen sein? . . . Dieser Zustand nimmt in demselben Grade ab, als die Welt älter wird, und schließlich unterbrechen nur noch einzelne schwache Lichtstreifen, wie an der Neige eines sonnigen Tages, die immer länger werdenden Schatten auf dem Wege der Menschheit.

Diesen Eindruck habe ich beim Studium unserer alten Bücher und der bewundernswerthen Lehren unserer Weisen empfunden. Ich habe ihn auch empfunden, als ich in den heiligen Büchern der Abendländer das Geheimniß unserer Bestimmung suchte. Es war mir, als ob der große Tag des reinen Lichtes schon verflossen wäre, und als ob nur noch seine letzten bleichen Strahlen auf unser Zeitalter fielen. Ueberall schaue ich den Glanz einer Wahrheit, deren Schönheit einzig dasteht; mir ist, als hörte ich einen gewaltigen Chor, in welchem alle Stimmen des Himmels und der Erde sich harmonisch vereinigen, und wenn ich dann, bei dem Schwinden dieses berauschenden Traumes, den tosenden Lärm der zu einem wilden Gewirr von Glaubenslehren herabgesunkenen Welt vernehme, dann staune ich und möchte zweifeln, daß es eine ewige Wahrheit giebt, wenn dieser Glaube sich nicht von selbst unserer Seele aufdrängte.

Wir haben dem Abendlande in Bezug auf religiöse Bekenntnisse nichts zu beneiden; doch werde ich den Werth der einzelnen Bekenntnisse nicht weiter berühren: Der Mensch ist von oben gesehen so klein, daß es wenig darauf ankommt, zu wissen, in welcher Weise er Gott dient. Gott versteht jede Sprache und im besonderen diejenige, welche sich in der Stille, durch die innere Bewegung der Seele kundgiebt. Auch bei uns giebt es Bekenner im Geist und Bekenner mit den Lippen. Beide sind einander fremd. Wir haben die ideale Religion, welche die Seele treibt, sich zu sammeln, und wir haben die irdische Religion, die sich in äußerlichen Gebräuchen kundgiebt. Mit einem Wort, wir unterscheiden ebenfalls zwischen wahrer Frömmigkeit und Heuchelei.

Die Religionen stehen mit der Geistesbildung auf gleicher Höhe.

Wir haben die Religion der Gelehrten, welche dem Kulturzustande der aufgeklärtesten Körperschaft des Reiches entspricht; es ist die Religion oder besser die Philosophie des Confucius; denn seine Lehre ist die des Begründers einer Schule, der zwar moralische Grundsätze hinterlassen hat, ohne sich jedoch auf philosophische Grübeleien über die Bestimmung des Menschen und die Natur der Gottheit einzulassen.

Confucius begnügt sich damit, die Achtung vor den alten Ueberlieferungen zu empfehlen, in welchen der Deismus sich ohne jedes Dogma in seiner erhabensten Einfachheit zeigt.

Confucius lebte im sechsten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, und er genießt heute noch eines solchen Ansehens, daß es keine Stadt in China giebt, welche nicht ihm zu Ehren einen Tempel besäße. Sein philosophisches System besteht im wesentlichen in der Erziehung des menschlichen Herzens, und in der That ist es das Wort Erziehung, in welchem das Ziel der Lehre am treffendsten zum Ausdruck gelangt. Erziehen in seinem Sinne heißt, den trägen Menschen, den der verkehrte Gebrauch seiner Fähigkeiten erniedrigt hat, von der Erde erheben, ihm die Augen öffnen, um ihm den strahlenden Glanz der Unendlichkeit zu zeigen, ihn nach und nach daran zu gewöhnen, aus seinem Nichts herauszutreten und sich als Geist, als denkendes, wollendes und erkennendes Wesen zu fühlen. Denken, Wollen, Erkennen, das sind die drei Grade dieser Erziehung, die mit dem Erwecken beginnt und mit der Erkenntniß endigt, und deren Formeln

die erhabensten Grundsätze enthalten, welche je ein Philosoph über die Menschheit geschrieben hat.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Lehre des Confucius sich mit allgemeinen Maximen und Rathschlägen begnüge, ohne auf eine bestimmte Methode hinzuweisen. Sie enthält vielmehr einen genau geregelten Unterrichtsgang, der als ein praktischer Cursus in der moralischen Erziehung betrachtet werden kann. Ich will versuchen, den Plan desselben hier kurz zu entwickeln.

Das Prinzip, auf welchem das System beruht, besteht darin, die Vernunft in bestimmten Schranken zu halten.

Confucius vergleicht das menschliche Herz mit einem galoppirenden Pferde, das weder des Zügels noch der Stimme achtet, oder mit einem Gießbach, welcher die steilen Abhänge des Gebirges hinabstürzt, oder auch mit einer auflodernden Flamme. Das sind ungestüme Kräfte, die man zu zügeln suchen muß, indem man sie im Gange hält, ohne zu warten, bis sie vollständig entfesselt sind.

Das Menschenherz hat ein unwandelbares Ideal, sagt er: die Gerechtigkeit und die Weisheit; während die fünf Sinne eine verführende Macht besitzen, es von diesem Ideal abzuwenden. Sich freiwillig wappnen gegen die Gefahren dieser Macht, das ist das Mittel, welches Confucius seinen Schülern empfiehlt, und die Achtung ist die unbezwingliche Waffe, welche er ihnen in die Hand giebt.

Die Achtung ist das allgemeine Gefühl, welches sich auf jede Handlung des menschlichen Lebens erstreckt. Die Grundursache der Korruption ist die Nachlässigkeit; für die Vernunft giebt es keine „Quantité négligeable“. —

Gerade die Nachlässigkeit ist es, welche uns der Macht

der Gewohnheit überliefert, die man cynischer Weise eine zweite Natur genannt hat, als ob unsere Natur nicht etwas Einheitliches, Untheilbares wäre. Die Achtung dagegen, indem sie sich auf alle unsere Handlungen und im besonderen auch auf die unbedeutendsten erstreckt, entfernt diese ungesunden Einflüsse und bewirkt so mehr und mehr das langwierige Werk der Erziehung.

Confucius giebt zu bedenken, daß die fünf Sinne, so wie man sie gewöhnlich erklärt, Fähigkeiten, keine Gaben sind, aber er zeigt uns auch solche, welche der Mensch von der Natur empfangen hat, z. B. das Achtung gebietende Antlitz, die wohlklingende Sprache, das feine Gehör, das scharfblickende Auge, die besonnene Ueberlegung. Dieser besondere Zustand unserer Fähigkeiten muß unablässig entwickelt werden.

Die Grundlage des philosophischen Systems des Confucius ist also die Achtung, wie die Liebe die Grundlage der christlichen Lehre ist. Die Achtung richtet sich an die Handlungen, die Liebe an die Individuen oder, um es genauer auszudrücken, an den „Nächsten“.

Ich denke mir — es ist nur eine persönliche Idee — Confucius hätte diese christliche Liebe, die den Begriff des „Nächsten“ geschaffen hat, vorhergeahnt. Allein unser Sittenlehrer wird nicht gewagt haben, uns ein so vollkommenes Ziel hinzustellen; es bedurfte der Voraussetzung eines Gottes, um an das Dasein eines „Nächsten“ zu glauben. Er zog es vor, dem Menschen die Initiative der christlichen Liebe zu überlassen, und wenn er ihm den Schlüssel reicht, mittelst dessen er zur menschlichen Vollkommenheit gelangen kann, so hofft er, daß auch für die Menschheit einige Wohlthaten entfallen.

Ich maße mir nicht an, eine Vorlesung über Religion zu halten, noch weniger, zu bekehren, zumal Confucius es jedem überläßt, Gott nach seiner Weise anzubeten. Aber ich werde zeigen, daß es diesem System, welches darin besteht, das Herz des Menschen zu erziehen, um alsdann, gewissermaßen als eine Folge der empfangenen moralischen Wohlthaten, seine Gedanken auf Gott zu richten, weder an Größe noch an Logik gebricht. Es erscheint gerechtfertigt, daß das menschliche Wesen sich mit allem Glanz der Tugend schmückt, um mit der Gottheit in Verbindung treten zu können, und es ist eine erhabene, großartige, den Geist befriedigende und die Vernunft entzückende Idee, die Anbetung als Ziel darzustellen.

Man wird mir vielleicht vorwerfen, den Gegenstand verherrlicht und nur die Schönheit der Theorieen gezeigt zu haben. Der Leser weiß besser als ich, daß viele Bücher prächtige Einbände haben und doch nicht viel gelesen werden, daß die Vorschriften nicht alle Menschen weise machen, und daß es mit ihrer Kenntniß allein nicht gethan ist. Ich habe sagen hören, unsere Sittenlehre gliche den todten Sprachen, die nicht mehr gesprochen werden: am liebsten verwiese man sie in das Gebiet der Archäologie. — Aber ich kenne noch viele andere Sitten, die dasselbe Schicksal erleiden, und mit den Grundsätzen der Gleichheit und Brüderlichkeit, ja sogar der Freiheit scheinen sich mehrWorthelden als aufrichtige Jünger zu beschäftigen. Diese Kritik wird mir ziemlich leicht, da die Menschen einmal gern über den riesigen Splitter im Auge des Nächsten räsonniren und den — kaum bemerkbaren Balken im eigenen Auge vergessen. Das sind Inkonsequenzen, welche die Nützlichkeit jener Grundsätze nur noch mehr hervor=

heben. Denn mit etwas mehr Achtung und etwas weniger Nachlässigkeit würde das Leben würdiger und achtungswerther sein.

Ich komme nochmals auf die praktischen Grundsätze zurück. Confucius besitzt in seiner Lehre eine Menge kleiner Mittel, welche siegreich die groben Irrthümer bekämpfen. Es ist wie eine Art Homöopathie bei Krankheiten der Seele. Er vertheidigt, um eins dieser Mittel anzuführen, die fixe Idee, d. h. das Vorurtheil. Alle Menschen, sagt er, sind gleich, die früheren und die heutigen. Was für die einen gut ist, ist es auch für die anderen, zwischen beiden giebt es keinen Unterschied. Ihre weise Führung nachahmen und sich befleißigen, sie kennen zu lernen, ist der beste Weg sich selbst zu erkennen. Mit einem Wort, er sucht einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu schaffen, der das Bewußtsein Aller vereinigt. Niemand wird dieser Anziehungskraft entgehen, und ohne Hintergedanken, ohne ein anderes Ideal zu fassen, werden die Geister sich nach der Sonne der sittlichen Welt neigen, um ihr wohlthätiges Licht in sich aufzunehmen.

Er sagt ferner: „Dringt ein in das geheime Gebiet der Natur und studirt das Gute und das Böse. Ihr werdet erfüllt werden von dem Gefühl der Natur selbst und trotz des Umfanges des Weltalls und der Entfernungen, welche die sozialen Zustände von einander trennen, werdet ihr euch des Prinzips der Gleichheit aller Wesen bewußt werden.

„Wenn ihr das Bewußtsein aufrecht erhaltet, beschränkt ihr das Verlangen und erreichet so das Ideal des irdischen Lebens, nämlich die Ruhe des Geistes."

Diese Ruhe ist eine Art unabläßiger Aufmerksamkeit.

Erst wenn sie vollkommen ist, können die menschlichen Fähigkeiten ihre sämmtlichen Hülfsquellen entwickeln, weil sie durch die Vernunft erleuchtet und durch Kenntnisse unterstützt werden.

Ich schließe; es ist überflüssig, diese herrliche Lehre, die eine der glänzendsten Huldigungen enthält, welche der Mensch seinem Schöpfer erweisen kann, noch weiter zu entwickeln.

Der alte, von Confucius eingesetzte Kultus ließ weder Götzenbilder noch Priester zu, sondern nur gewisse Ceremonien. Diese Ceremonien kommen jedoch für den, der das Prinzip erkannt hat, wenig in Betracht.

Die religiöse Einheit existirt nicht in China: wo existirte sie überhaupt? Die Einheit ist ein so vollkommener Zustand, daß sie auf Erden nirgends zu finden ist. Allein wenn nun auch China mehrere herrschende Religionen hat, so füge ich doch schnell hinzu, daß es nur drei sind. Das ist sehr wenig!

Außer der Religion des Confucius haben wir ferner die des Lao-Tse, deren, meist den unteren Klassen angehörende Bekenner an die Seelenwanderung glauben, und die Religion des Fo oder den Buddhismus, eine der Metaphysik zuneigende Lehre, in der sich bewundernswerthe Gesichtspunkte finden.

Ihr zufolge ist die materielle Welt nur eine Scheinwelt, der Mensch soll trachten, sich inmitten der Natur zu isoliren, sich in einen Zustand vollständiger Bewegungslosigkeit zu versetzen. Es ist die Lehre der beschaulichen Versenkung in Gott, d. h. in dem unkörperlichen Wesen. Der Zweck dieses idealen Lebens ist die Herbeiführung der Verzückung; dann bemächtigt sich das göttliche Prinzip der

Seele, es überfluthet, durchdringt sie, bis endlich der Tod diese mystische Verbindung vollendet. Das ist das abstrakte Prinzip dieser Religion, die ihre Tempel und Altäre besitzt, und deren Ausübung mit großem Pomp verknüpft ist. Schließlich erwähne ich noch, daß die in weitläufigen Klöstern lebenden buddhistischen Mönche große Reichthümer besitzen.

Wie in allen andern Ländern findet man auch in China aufrichtige Gläubige und eine große Anzahl Indifferenter.

Der Indifferentismus ist auch eine Art Nachlässigkeit, in Bezug auf geistige Dinge; er ist eine Krankheit, auf die man nicht acht hat; überall, wo es Menschen giebt, wird man ihn finden. Dagegen sind unsere Sitten frei von Religionshaß, der für mich etwas höchst Ueberraschendes hat. Ich begreife, daß man eine Person haßt . . . aber eine religiöse Idee, eine Religion! . . .

Was den Atheismus betrifft, so hat man ihn ein Erzeugniß der modernen Civilisation genannt. Wir sind noch nicht hinreichend civilisirt, um keinen Glauben zu haben.

Die Ehe.

Alte Junggesellen und Jungfern gelten als phänomenale Erscheinungen in China.

Ich leite den Gegenstand absichtlich mit dieser Bemerkung ein, weil es mir dann leichter sein wird, die seltsamsten Dinge zu sagen, ohne ein zu großes Erstaunen hervorzurufen.

Der alte Junggeselle und die alte Jungfer sind fast ausschließlich Produkte der abendländischen Sitten; unsern heimischen Lebensgebräuchen ist diese Art des Daseins durchaus zuwider.

Es heißt in Europa: Jeder dienstfähige Mann muß Soldat werden. Die Formel könnte bei uns ebenso lauten, man brauchte nur statt „Soldat“, „Ehemann“ zu sagen.

Die Ehelosigkeit wird allen Ernstes als ein Laster betrachtet, und es bedarf ganz bestimmter Gründe, um sie zu entschuldigen. Im Abendlande bedarf man der Gründe ebenfalls, aber — um die Ehe zu entschuldigen. Dieser Gegensatz ist vielleicht etwas stark, aber er ist echt pariserisch, und wenn man von der Ehe in China spricht, befindet man sich im strikten Gegensatz zu der Pariser Ehe.

Die folgenden Einzelheiten müssen daher nothwendiger Weise seltsam erscheinen.

In China verheirathet man sich sehr früh, meist schon vor dem zwanzigsten Jahre. Nicht selten sieht man sechszehnjährige Jünglinge junge Mädchen von vierzehn Jahren heirathen, und mit dreißig Jahren sind letztere oft schon Großmütter. Man würde vergebens die Ursachen dieser Sitten in klimatischen Verhältnissen suchen. Sie sind eben eine Konsequenz unserer Familieneinrichtungen und des Ahnenkultus. Im Norden wie im Süden Chinas, d. h. in den Regionen der tropischen Gluthen, wie der sibirischen Kälte sind diese Sitten die gleichen. Man verheirathet sich jung in allen Provinzen des Reiches.

Die erste Sorge der Eltern, sowie das Kind in das heirathsfähige Alter tritt, ist die Verheirathung desselben. Lange Zeit vorher haben sie schon ihre Wahl getroffen, den befreundeten Eltern ihre Absichten in dieser Richtung mitgetheilt und sich über die dereinstige Ausführung des Planes unter der Hand geeinigt. Oft wird die Wahl der Gattin sogar im Kreise der Familie selbst beschlossen und schließlich bemühen sich auch die Freunde derselben, Heirathen zu Stande zu bringen. Die letzteren dienen als — uneigennützige Vermittler und haben mitunter eine ganz glückliche Hand, denn bei uns, wie überall, ist das Heirathen Glückssache, und umsomehr noch, da die Gatten sich erst nach der Vermählung kennen lernen.

Das „Hofmachen“ ist uns eine unbekannte Pflicht, die übrigens auch durch unsere Lebensweise ganz unmöglich gemacht wird. In Europa bewilligt man sich einige Wochen vor der Hochzeit, um sich lieben zu lernen. Es ist eine Art Vorbereitungszeit, eine dem großen Tage vor-

hergehende Frist, und während dieser Zwischenzeit giebt man Feste und große Diners. Es ist ein reizendes Dasein, welches der Ehe als Einleitung dient, und die Erinnerung daran wird um so theurer, je länger die Ehe dauert. Es ist klar, daß Niemand die Verantwortung für die geplante Verbindung auf sich nehmen will. Man sagt zu den jungen Leuten: Lernt euch kennen, Ihr habt zwei Monate Zeit, und dann sagt, ob Ihr euch wollt oder nicht. Allein lernt man, oder vielmehr kann man sich in so kurzer Zeit kennen lernen? Die Unmöglichkeit liegt auf der Hand. Ich schließe daraus, daß es besser ist, die Eltern sind die einzigen verantwortlichen Ehevermittler, und die Kinder heirathen zur gegebenen Zeit.

Ich habe oft sagen hören, die schönste Zeit in der Ehe ist diejenige vor der Hochzeit. Ein Pariser würde glauben, daß dieser Ausspruch nur von einem verheiratheten Manne herrühren könne. Man muß doch zugeben, daß diese Zustände mindestens ebenso wunderbar sind, wie die unsrigen!

Im Prinzip werden die Verbindungen zwischen Familien von gleicher socialer Stellung geschlossen. Es kommen allerdings auch ungleiche Ehen vor, aber sie bilden die Ausnahme.

Ist die Wahl getroffen, d. h. ist das junge Mädchen bestimmt, so bringen die Eltern des Bräutigams ihre offizielle Werbung an, und hierauf folgt die Ceremonie der Verlobung. Bei dieser Gelegenheit werden von den Eltern die von ihnen und den Oberhäuptern der Familie unterzeichneten Heirathsverträge ausgetauscht. Die Familienhäupter vertreten bei uns die Stelle des Standesbeamten und des Notars. Alsdann sendet der Verlobte seiner

Braut, je nach dem Vermögen der Familie, zwei goldene oder silberne Armbänder als Verlobungsgeschenk.

Wie man sieht, sind diese Gebräuche genau dieselben, wie im Abendlande, nur daß sie sich in China ohne Zuthun der Braut vollziehen. Die Armbänder werden durch einen rothen Faden, dem Symbol des ehelichen Bündnisses, mit einander verbunden.

Einige Zeit später findet unter glänzenden Ceremonien die Ueberreichung der Brautgeschenke statt.

Der Bräutigam sendet seiner Zukünftigen mehrere Dutzend reich geschmückter Körbe, welche seidene und baumwollene Stoffe, Stickereien, Blumen, mit einem Wort alles enthalten, was zu der Toilette der jungen Frau nöthig ist. Diesen Geschenken, die mitunter außerordentlich werthvoll sind, werden die köstlichsten Gerichte für die Familie und im besonderen eine große Anzahl Hochzeitskuchen beigefügt, welche die Familie der Braut an alle ihre Freunde vertheilt und dabei gleichzeitig die Heirath derselben officiell ankündigt. Die Braut ihrerseits sendet nach Empfang des Brautgeschenkes ihrem Zukünftigen einen Anzug oder, wenn derselbe schon Beamter ist, die Uniform seines Ranges. Dieser Anzug wird von dem Verlobten an seinem Hochzeitstage getragen. In jeder der beiden Familien findet am Tage der Verlobung eine große Festlichkeit statt, an welcher die Verwandten und die gegenseitigen Freunde theilnehmen.

Die Hochzeit muß immer in demselben Jahre gefeiert werden, in welchem die Uebersendung der Brautgeschenke stattfand. An dem der Ceremonie vorhergehenden Tage übersenden die Eltern des jungen Mädchens dem Bräutigam die ganze Aussteuer seiner Zukünftigen: Toiletten, Silber-

zeug, Möbel, Wäsche, kurz die ganze Einrichtung. Der Transport dieser Gegenstände findet immer unter großem Gepränge statt.

Am Abend desselben Tages um sieben Uhr sendet die Familie des Bräutigams der Braut eine mit rother Atlasstickerei geschmückte Sänfte. Dieselbe wird von einem Orchester und von Dienern begleitet, welche Laternen oder Fackeln tragen. Hat die Familie einen officiellen Rang, so werden außerdem noch ein rother Regenschirm und ein grüner Lichtschirm, die officiellen Abzeichen, ferner kleine Holztäfelchen, auf welchen alle Titel verzeichnet sind, welche die Familie seit mehreren Generationen besitzt, hinzugefügt. An diesem selben Abend giebt die Familie der Braut ein großes Diner, „Einladung" genannt, wobei die Sänfte inmitten des Salons ausgestellt wird, um von den Eingeladenen bewundert zu werden. Während des Diners lassen die von dem Bräutigam gesandten Musiker lustige Weisen ertönen. Die Familie des Bräutigams giebt ebenfalls das große „Einladungsdiner", wobei die Mitgift der Braut öffentlich ausgestellt wird.

Am Tage der Hochzeit, früh morgens, begeben sich vier aus der Zahl der Verwandten oder Freunde des Bräutigams ausgewählte Personen nach der Wohnung der Braut und laden sie ein, sich zu ihrem Bräutigam zu begeben. Sie steigt in ihre Sänfte und wird von vier oder acht Männern, je nach dem Range ihrer Familie oder derjenigen, in die sie eintreten soll, getragen. Die Sänften der vier Abgesandten voran, bewegt sich der Zug nach dem Hause des Bräutigams. Die Ankunft wird durch fröhliche Fanfaren und Abbrennen von Feuerwerkskörpern signalisirt. Hierauf wird die Sänfte in den

Salon getragen, wo die Mitglieder der Familie, die Freunde die Ehrendamen und die Ehrenjünglinge (Brautjungfern und Brautführer), in feierlicher Aufstellung versammelt sind. Einer der letzteren, welcher einen Metallspiegel auf der Brust trägt, nähert sich der Sänfte, deren Vorhänge noch herabgelassen sind, und macht eine dreimalige Verbeugung. Alsdann wir der Vorhang von einer der Ehrendamen etwas bei Seite geschoben, worauf dieselbe die (noch verschleierte) Braut einladet, auszusteigen und sich in ihr Zimmer zu begeben, wo ihr Bräutigam im Festkleide sie erwartet. Dies ist der Augenblick, in welchem sich die Gatten zum ersten Mal in ihrem Leben sehen. Nach dieser Zusammenkunft werden sie von zwei, schon länger verheiratheten, mit männlicher Nachkommenschaft gesegneten Personen in den Salon geführt. Diese Personen sind die Heirathsältesten und werden von uns „das glückliche Paar" genannt.

Inmitten des Salons steht ein mit Wein, Früchten und einer Räucherpfanne bedeckter Tisch. Unserem Sinne nach ist dieser Tisch im Angesicht des Himmels aufgestellt. Die Neuvermählten knieen vor ihm nieder, um dem höchsten Wesen zu danken, daß es sie erschaffen, der Erde, daß sie sie ernährt, dem Kaiser, daß er sie beschützt, und den Eltern, daß sie sie erzogen haben. Hierauf wird die junge Frau von ihrem Gatten den Mitgliedern seiner Familie und seinen anwesenden Freunden vorgestellt.

Während der ganzen Dauer der Ceremonie sowie auch während des folgenden Diners wird die Musik ununterbrochen fortgesetzt.

Die Einfachheit dieser Ceremonien wird einigermaßen auffallen. Dieselben tragen weder einen religiösen, noch

einen civilen Charakter. Kein Priester, kein öffentlicher Beamter ist dabei zugegen. Es findet weder eine kirchliche Weihe, noch sonst ein religiöser Akt statt. Die einzigen Zeugen des Ehebündnisses sind Gott, die Familie und die Freunde.

Den ganzen Abend nach dem Diner bleiben die Thüren des Hauses geöffnet, und alle Nachbarn, ja sogar alle Vorübergehenden haben das Recht, in die Wohnung zu treten und sich die Neuvermählten anzusehen. Die junge Frau steht im Salon und wird durch den Tisch mit zwei brennenden Lichtern von dem Publikum getrennt.

Am Tage nach der Hochzeit hat die Neuvermählte ihrerseits die Aufgabe, ihren Gatten in ihre Familie einzuführen, wo sich dieselben Ceremonien wiederholen.

Das sind im Großen und Ganzen unsere Heirathsgebräuche. Sie unterscheiden sich untereinander einzig und allein durch den größeren Pomp, welcher von den reicheren Familien entwickelt wird, und man wird sich leicht vorstellen können, was in dieser Hinsicht innerhalb des vorhin angedeuteten Rahmens geleistet werden kann. Wenn die Sitten des Abendlandes den Reichen solche Aufzüge gestatteten, so würden die Hochzeitsceremonien ebenso großartig sein als die Leichenbegängnisse.

Allein hier ist gerade das Gegentheil der Fall. Die Ceremonien sind im Westen ein überwundener Standpunkt; man unterdrückt sie so viel wie möglich, und eigentliche Hochzeiten giebt es fast nur noch auf dem Lande. Dort wird getanzt, gesungen und überhaupt eine große Lustigkeit entfaltet; auf den Hochzeiten in der vornehmen Welt, denen ich beigewohnt habe, geht es dagegen nichts weniger als fröhlich zu. Die bürgerliche Trauung wird in aller

Stille vollzogen, und diejenigen, welche sich noch zu einer kirchlichen Trauung bequemen, beeilen sich, möglich schnell darüber hinwegzukommen. Kaum nach Hause zurückgekehrt, wechselt man die Toilette und begiebt sich nach der Bahn. Man sollte doch den Standesbeamten und den Geistlichen lieber gleich nach dem Schlafwagen kommen lassen, um dort, kurz vor Abgang des Zuges die Ehe einzusegnen. Die Gäste könnten auf dem Perron Aufstellung nehmen, und man könnte sogar die Lokomotivführer ersuchen, ein kleines Concert mit ihren Dampfpfeifen auszuführen, um auf die Stimmung der Neuvermählten einzuwirken.

Ich glaube wirklich, daß es schließlich noch dahin kommen wird.

Ich bin naiv genug, um noch an den Einfluß der Ceremonien zu glauben. Sie erhöhen die Andacht bei der feierlichen Handlung. Wider unseren Willen drängt sich uns das Bewußtsein von der Erhabenheit eines gewissen Etwas auf, welches wir zwar nicht zu ergründen vermögen, das aber gleichwohl vorhanden ist. Die Ceremonien lassen das Geheimnißvolle ahnen, und mit ihrer Hülfe vermögen wir uns über unsere eigene Nichtigkeit zu erheben. Je weniger auf die Ceremonien Werth gelegt wird, um so unwichtiger erscheint auch die vollzogene Handlung. Das ist der Grund, weshalb in Europa die Hochzeit ihren Zauber verloren hat.

Seltsam! Die den Todten erwiesenen Ehren bleiben dieselben, die öffentlichen Aufzüge werden respektirt und über die Trauer wird kein Wort verloren. Das kommt daher, daß man Gelegenheit genug hat, über die Ceremonien der Lebenden nach Herzenslust zu lachen; aber in Gegenwart des Todes fügt man sich der Gewohnheit

und die strengsten Kritiker verstummen in Gegenwart des Schmerzes.

Die ernste Feier hat in der modernen Civilisation jede andere Feier verdrängt, und doch gab es früher reizende Feste, wie ich in alten Büchern gelesen habe. Man lebte damals in innigerer Verbindung mit der Natur. Ich habe in jenen alten Beschreibungen viele Züge wiedergefunden, welche mit unsern gegenwärtigen heimathlichen Sitten Aehnlichkeit haben, und aus denen ich schließen muß, daß diese Veränderungen nur selten einen Fortschritt bedeuten. Wenn ich an die schönen Kleider jener Zeit, die Federhüte und die gestickten Mäntel denke, so kann ich nicht umhin, die jetzt als Kopfbedeckung dienende schwarze Röhre und ebenso diesen seltsamen schwarzen Rock, den alle Welt und in erster Linie die Dienerschaft trägt, sehr häßlich zu finden.

Wenn man eine vollständige Geschichte der Kostüme und Sitten schreiben wollte, so möchte ich wetten, daß man die Bemerkung machen würde, daß die Veränderungen in denselben stets mit irgend welchen ernsten Ereignissen im Zusammenhange stehen. Alle jene lokalen Gebräuche nährten die Zuneigung zu dem heimathlichen Boden, und die Kleidung hielt die Rangunterschiede aufrecht. Heutzutage sieht sich in den Ländern des Westens alle Welt ähnlich.

Wenn darin der vielgerühmte Fortschritt bestehen soll, so ist er vollkommen und ich bewundere ohne Neid.

Die Ehescheidung.

Sie existirt in China, aber nur in gewisser Weise. Ich habe gesagt, daß die Ehe vom Standpunkt der Familie aus ein unauflösliches Band darstellt; nur der Gesetzgeber hat eine Ausnahmebestimmung eingefügt und zwar lediglich im Interesse der Familie selbst. In Wahrheit ist die Ehescheidung eine gesetzliche Nothwendigkeit.

Der Leser wolle hierin jedoch nicht etwa eine Behauptung für oder gegen die Ehescheidung erblicken, ich mache weder Alexander Dumas Sohn, noch Herrn Naquet Konkurrenz. Ich erzähle einfach, was wir in China von der Scheidung denken, und kann also nicht sagen, was man davon denken würde, wenn die chinesische Familie ebenso organisirt wäre wie die der westlichen Nationen.

Man macht Gesetze für die Gesellschaft nach Maßgabe der Umwandlungen, denen dieselbe unterliegt. Die Gesetze markiren diese Umwandlungen, um nicht zu sagen Revolutionen. Es ist also die Möglichkeit vorhanden, daß die Gesetzgeber den Augenblick für gekommen erachten, die Scheidung einzuführen. Diese Annahme hat sehr viel für sich, allein ich habe nicht den Beweis dafür erbracht.

Ich weiß nur, daß im Jahre 253 vor der christlichen Zeitrechnung, als unser Gesetzbuch herausgegeben wurde, die Ehescheidung in China bereits existirte. Wann wurde sie als Gesetz erlassen? Die Antwort ist dunkel, aber Voltaire hat sie uns hinterlassen: „Die Ehescheidung ist beinahe ebenso alt wie die Ehe. Ich glaube, daß die letztere um einige Wochen älter ist.“ Ein geistvoller Mann bekommt eben alles fertig.

Wie es auch mit dem genauen Alter der Ehescheidung bestellt sein möge, sie ist nicht leichtfertigerweise, sondern mit Anordnungen in das Gesetz aufgenommen, welche sie zu einer ernsten Maßregel gestalten. Das Gesetz hat gewisse Umstände vorhergesehen, deren Wiederholung hier als überflüssig betrachtet werden muß, und die allen Verheiratheten wohlbekannt sind. In diesem Capitel stimmen Orient und Abendland vorzüglich überein. Allein bei uns habe ich einer Eigenthümlichkeit Erwähnung zu thun. Wir besitzen zwei Fälle von Ehescheidung, die in Europa nicht vorkommen. Sie bestehen in dem bis zur Beschimpfung getriebenen Ungehorsam gegen die Eltern des einen oder des anderen Gatten und in der, bei einem durch das Gesetz fixirten Alter, constatirten Unfruchtbarkeit.

Diese Grundsätze mögen seltsam erscheinen, ich bestreite es nicht. Allein wenn man sich die Organisation der Familie nach den von mir schon ausgeführten Prinzipien klar macht, so wird man die Ursache dieser beiden Sonderfälle begreifen. Sie bestätigen die von mir vorausgeschickte Ansicht bezüglich der sozialen Aufgabe der Familie in der chinesischen Gesellschaft.

Alle diese Bemerkungen sind jedoch nur Präliminarien. Die Hauptfrage ist die, ob die Ehescheidung bei uns vor-

kommt. Alle die Personen, mit denen ich zusammengetroffen bin, und die mich über unsere Sitten befragt haben, versäumten niemals die Frage an mich zu richten: „Kommen in China Ehescheidungen häufig vor?“ Das erste Mal versetzte diese Frage mich in Erstaunen. Als ich jedoch mehr darüber nachdachte, fand ich, daß sie in der That die einzige war, die von Interesse sein konnte. Wenn man vom Schmerz getrieben zum ersten Male im Leben zu einem Zahnarzt geht, so fragt man wohl seine Freunde „ob das sehr weh' thut.“ Die Ungewißheit ist qualvoll für uns. Etwas ähnliches ist es mit der Ehescheidung: Man hat Furcht vor ihr, deshalb fragt man: „Kommt es häufig vor, daß Ehen bei Ihnen geschieden werden?“ Beruhigt euch, ängstliche und naive Gemüther!

Die Ehescheidung ist nicht so schrecklich, wie sie aussieht. Sie nimmt, ähnlich wie Knecht Ruprecht, erst durch das viele Fürchten einen bedrohlichen Charakter an, während, um ihr ihre Schrecken zu nehmen, die Ueberzeugung genügt, daß sie ein Mittel ist, schlimmer als das durch sie zu heilende Uebel.

Das ist ihre wahre Definition in China. Es genügt, daß sie nützlich sein kann, um ihr Dasein zu entschuldigen. Allein sie hat als nothwendiges Uebel einen Grundfehler, weil sie Zeugniß ablegt von der menschlichen Unvollkommenheit und den Zauber zerstört, welchen wir in der Ehe, der durch die Familie für die Familie geplanten und abgeschlossenen Verbindung, sehen.

Der einzige ernsthafte Scheidungsfall, abgesehen vom Ehebruch, den der Gatte aus eigener Machtvollkommenheit bestraft, besteht in der Unfruchtbarkeit, weil es der Zweck der Ehe ist, der Familie Kinder zuzuführen, um die Eltern

zu ehren und den Ahnenkultus fortzusetzen. Allein selbst wenn die Unfruchtbarkeit der Frau in dem vom Gesetz vorgeschriebenen Alter konstatirt wird, macht der Gatte keinen Gebrauch von seinem gesetzlichen Recht. Die Scheidung ist ein gewaltsamer Bruch, und um sich kaltblütig zu demselben zu entschließen, muß man die Frau vergessen können, welche man trotz ihrer Unfuchtbarkeit geliebt hat. Kann sie verantwortlich gemacht werden für ein Unglück, unter dem sie ebenso sehr leidet als ihr Gatte? Nicht doch! Nun wohl, dann bleiben die Gatten auch ferner vereint. Das ist die Antwort, welche die Erfahrung uns giebt. Es ist klar, daß man stets gründlich überlegt, bevor man sein ganzes Leben ändert. Man fragt sich, ob man Kinder bekommen wird, wenn man sich eine andere rechtmäßige Frau nimmt. Vielleicht ist man sich darüber selbst nicht sicher ... wozu dann sich das Leben verbittern durch solche zweifelhafte Versuche? Man bleibt also lieber vereint und adoptirt ein anderes Kind aus der Familie, in Gemäßheit der hierauf bezüglichen Gesetze. Es ist dies ein Mittel, dessen man sich besonders in reichen Familien häufig bedient, um die Unfruchtbarkeit wieder gut zu machen.

Ich könnte die Beispiele hierfür vervielfältigen und würde doch stets zu demselben Schlusse gelangen, nämlich, daß die Ehescheidung durch das Gesetz autorisirt, durch das Herkommen aber verurtheilt wird. Das ist eine unleugbare Thatsache. Man mag sagen was man will, die Ehescheidung ist kein Naturgesetz, sondern die Folge gewisser sozialer Verhältnisse, und, möge sie nun gesetzlich oder ungesetzlich sein, existirt sie nicht thatsächlich überall? Ist die Trennung von Tisch und Bett nicht auch eine Art Ehescheidung? Ich bin geneigt zu glauben, daß in den Ländern, wo die

Ehescheidung gesetzlich nicht existirt, weniger Scheidungen vorkommen würden, als heute, bei ihrem Vorhandensein, Trennungen von Tisch und Bett vorkommen. Man würde sich, ehe man zum äußersten schritte, wahrscheinlich ebenso wie bei uns erst besinnen, während die halben Maßregeln meist nicht so großes Nachdenken veranlassen. Wie viele Leute trennen sich nicht von einander, die sich doch sehr besinnen würden, ehe sie sich gesetzlich scheiden ließen . . . Allein ich bemerke eben, daß ich für die Ehescheidung eintrete, wofür ich um Entschuldigung bitte, da die bezüglichen Verhältnisse in der abendländischen und unserer Gesellschaft durchaus verschiedene sind. Bei uns verheirathet sich die Frau ohne Mitgift; das berühmte Wort Harpagons: „ohne Mitgift", würde bei uns gar keinen Sinn haben. Geld und Frau haben keinerlei Beziehungen zu einander. Die Frauen erben nicht. Ich will dem weiblichen Geschlecht nichts Böses nachreden, aber jene Einrichtung ist eine der glücklichsten und gleichzeitig eine der vorzüglichsten, die wir in China haben. Geldheirathen giebt es bei uns nicht.

Ich habe versucht, meinen Landsleuten den Begriff einer Geldheirath klar zu machen. Sie haben es nie anders verstanden, als daß dieselbe ein Handel wäre. Bei uns erwägen die Eltern lange Zeit voraus die Ehrenhaftigkeit der Familie, um deren Tochter sie sich bewerben wollen, und ebenso unterrichten sie sich über den Charakter des jungen Mädchens. Im Abendlande dagegen berechnet man die Höhe der Mitgift und kalkulirt mit den Hoffnungen, d. h. dem Tode der Eltern. Und wenn man nach sorgfältigem Rechnen und Addiren zu einer runden Summe gelangt ist, so wird die Heirath abgeschlossen: Gute Parthie! Ist es nicht so? Wie hätte Molière's „ohne Mitgift" ein

geflügeltes Wort werden können, wenn die Sachen nicht thatsächlich so ständen.

Die Geldheirathen sind der größte Schimpf, den man den Frauen anthun kann. Allein sie fühlen denselben nicht, ja indem sie sich kaufen lassen, beweisen sie oft sogar den Muth, sich selbst zu verkaufen.

Ich gestehe, daß bei derartigen gesellschaftlichen Zuständen die Scheidung mir nicht mehr nothwendig erscheint. Die Vereinigung durch die Ehe ist gar sehr oberflächlich, unsere Einrichtungen sind solider und würdiger; es ist mir beim besten Willen nicht möglich, diese Mischung von feierlichen Ueberlieferungen und kleinlichen Dingen, die große Aehnlichkeit mit einer komischen Oper hat, zu bewundern. In ihrer jetzigen Form ist die Ehe so gebrechlich geworden, daß es großen Zartgefühls bedarf, um sie in ihren Verirrungen zu behandeln, und ich fürchte, daß die Scheidung als eine Art schweres Geschütz das wenige Gute, was bis jetzt noch in der Ehe vorhanden ist, vollständig in die Bresche legen wird. Doch das ist nicht meine Sache.

Die glückliche Ehe ist hochgeachtet in China. Ein altes Lied aus dem „Buch der Lieder“ verherrlicht dieselbe in einer Ode, deren Uebersetzung ich hier folgen lasse:

Der Hahn hat gekräht, spricht die Frau.
Der Mann antwortet: Es ist noch dunkel,
Der Tag ist noch nicht angebrochen.
Steh' auf und sieh' nach dem Wetter.
Der Morgenstern ist schon aufgegangen,
Du mußt fort; denke daran,
Mit Pfeil und Bogen herabzuholen
Die Ente und die wilde Gans.

Du hast den Pfeil entsendet und das Ziel erreicht.
Laß uns ein wenig Wein trinken
Und gemeinsam unser Leben verbringen.
Mögen unsere Musikinstrumente übereinstimmen,
Damit kein falscher Ton
In uns're Ohren klinge.

Das ist das Lied der Gatten, die weder Romeo noch Julia sind, obgleich man sie dafür halten könnte. Der einzige Ehrgeiz der Frau besteht darin, die menschlichen Pflichten zu lehren und nicht die großen Leidenschaften mit poetischen Farben zu schmücken. Man glaube nicht etwa, daß dieser Jäger ein unseres Interesse unwürdiger, armer Gebirgsbewohner ist, der durch die Jagd sein schweres Dasein fristen muß. Es ist ein Mann in angesehener Lebensstellung, denn der Schluß der Ode lautet:

Biete den Freunden, die Dich besuchen,
Köstliche Edelsteine an.
Sie werden dieselben mitnehmen
An ihrem Gürtel.

Ich habe gesagt, daß die Ehescheidung durch das Herkommen verurtheilt wird. Ganz besonders aber ist sie in den Kreisen der Aristokratie verachtet. Ehe man die Geheimnisse des intimen Lebens aller Welt preisgiebt, zieht man, wenn die Ursachen des Bruches nicht außerordentlich schwere sind, unter allen Umständen das System der gegenseitigen Nachgiebigkeit vor. Uebrigens liegt es schon aus Eitelkeitsgründen im Interesse der Frau, den Frieden aufrecht zu erhalten und die Scheidung zu vermeiden; denn sie besitzt weiter nichts, als die mit ihrer Eigenschaft als Gattin verknüpften Ehren.

Die Ehe verleiht der Frau sämmtliche Vorrechte des Mannes, ja sie darf sogar die Uniform seines Ranges tragen. Unter solchen Verhältnissen wäre die Scheidung eine sehr große Unklugheit und wenn die Frau dieselbe begreift, so wird die Ehe ungelöst bleiben. Wenn diese Einrichtungen unserer Gesetzgeber in Bezug auf den Einfluß der Frau auch chinesische sind, so sind sie deswegen doch nicht minder gescheidt. Der Ruf „cherchez la femme“ ist bei uns fast ganz unmöglich, er gehört lediglich dem Abendlande an.

Wie ich in einem späteren Capitel noch ausführen werde, ist die Frau in China ebenso glücklich wie in Europa. Allein da ihr persönliches Selbstbewußtsein nicht so sehr entwickelt ist, so beschäftigt sie sich weder mit Skandalen noch mit Intriguen.

Namentlich in den aristokratischen Familien ist man vor allen Dingen Aristokrat. Man besitzt den Stolz des Ranges, welcher das öffentliche Auftreten bestimmt, und man würde vergeblich nach Gelegenheit suchen, sich auf Kosten des Adels lustig zu machen. Im Abendlande habe ich einmal den Satz gelesen „Ich kenne keinen Ort, wo mehr Dinge passiren als in der vornehmen Welt.“ Das ist wahr, dort passirt alles. Diese Welt befindet sich überall, aber ich mache darauf aufmerksam, daß man sich über sie lustig macht, was man in China nicht thut.

In den arbeitenden Klassen kommt die Ehescheidung nur selten vor. Dort arbeiten alle Glieder der Familie um das tägliche Brod; Zwistigkeiten werden als Zeitverschwendung betrachtet. Der Vater, die Mutter, die Kinder gehen zusammen auf's Feld, wie in alten Zeiten. Wenn sie in Streit gerathen, was ja auch bisweilen vorkommt,

so versöhnen sie sich bald wieder. Auf Regen folgt Sonnenschein. Tritt der Fall ein, daß die Ursachen sehr ernster Natur sind, daß der Mann das Familiengut verschwendet und die Frau sich an das Gericht wendet, um die Scheidung herbeizuführen, so nimmt der Richter meistens noch Anstand, die endgültige Scheidung auszusprechen. Auf Grund seiner Eigenschaft als Richter wartet er, ob seine Rathschläge nicht einen Wechsel in dem Herzen des Schuldigen herbeiführen, und seine scharfsichtige Klugheit trifft fast immer das Richtige.

Schließlich giebt es noch eine andere Erwägung, welche die Frau abhalten kann, die Scheidung zu fordern, und das sind ihre Kinder und die Hoffnung, welche sie auf deren Zukunft setzt. In China ist es die Mutter, welche die Kinder erzieht, und wir werden niemals civilisirt genug sein, um eine vollkommenere Erziehung für möglich zu halten. Die Mutter überträgt ihren Ehrgeiz in das Herz ihrer Kinder. Durch sie kann sie geehrt, geadelt werden, und wenn ein solches Gefühl in dem Herzen einer Frau wohnt, dann ist es eine Macht. Wir haben aus der Frau ein „ewig hoffendes“ Wesen gemacht. Diese Hoffnung ist es, welche sie unaufhörlich dem Schmerz entgegensetzt, wenn ihr Mann sie zu unglücklich macht. Sie harrt aus, damit ihre Kinder sie eines Tages belohnen und an der Verachtung ihres Mannes rächen mögen.

Es ist mir unmöglich, diese Betrachtungen zu schließen, ohne einige Worte über den Ehebruch zu sagen, den die europäischen Gesetze nicht als ein Verbrechen bestrafen.

Bei uns ist es gestattet, daß der Mann selbst seine Frau tödtet, wenn er sie in flagranti überrascht. Damit ist die Frage der Ehescheidung beantwortet.

Doch hat man bezüglich der Strafbestimmungen für ehebrecherische Frauen sich zu solchen Ungeheuerlichkeiten verstiegen, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier anzuführen. Alexander Dumas Sohn sagt in seinem Werk „La Question du divorce“, Seite 85: „In Tonkin und China wird die ehebrecherische Frau Martern ausgesetzt, welche Philyra, die Mutter des Centauren Chiron, ohne Zweifel sehr belustigend gefunden hätte; allerdings war es ein Gott, der ihr zu Liebe die Gestalt eines Pferdes angenommen hatte. Nach dieser Marter ergreift ein eigens zu diesem Zweck abgerichteter Elephant die Frau mit seinem Rüssel, hebt sie in die Luft, läßt sie fallen und zertritt sie mit seinen Füßen.“

Ich könnte mich begnügen, den vorstehenden Text als Dementi gelten zu lassen. Die Abgeschmacktheit desselben ist noch größer als seine Unwahrscheinlichkeit. Allein dieses Beispiel zeigt so recht das System, nach welchem unsere Sitten geschildert werden. Es ist bekannt, daß es in China viel weniger Elephanten giebt als in Frankreich. Kaum daß sich zwei oder drei derselben in Peking befinden, die dort als etwas ganz Besonderes, wie die Thiere in den Menagerien angestaunt werden. Aber es ist einmal Mode, China als das Asyl der Barbarei hinzustellen. Hört man irgendwo von einer unmenschlichen, grausamen Sitte: Wie? Sie wissen nicht, wo das ist? Das ist in China!

Man sollte doch endlich einmal von diesen Gebilden der Phantasie zurückkommen und, wäre es auch nur aus Liebe zur Wahrheit, sie entweder beweisen oder widerrufen.

Die Frau.

Man stellt sich die chinesische Frau gewöhnlich als ein verkümmertes Wesen vor, welches kaum zu gehen im Stande und auf das Innere ihrer Wohnung und den Umgang mit ihren Dienerinnen und den Konkubinen ihres Gemahls beschränkt ist. Das ist auch eins jener Phantasiegebilde, die ich zerstören muß, so unangenehm es auch für die Eigenliebe der Reisenden sein mag. Es geht mit allem, was man bezüglich dieser Sitten sagt, ungefähr wie mit dem Krebs, den ein berühmtes Wörterbuch als „einen kleinen, rothen Fisch, der rückwärts geht,“ definierte. Es ist ja freilich schwer, eine eingewurzelte Meinung zu ändern, aber der Augenscheinlichkeit gegenüber sollte man doch freimütig sein und versprechen, daß man es nicht wieder thun will.

Der Krebs ist nicht roth und ist es auch niemals gewesen. Ganz ähnlich ist es mit der chinesischen Frau. Dieselbe kann ebenso gut gehen als der Leser und ich, ja sie läuft selbst auf ihren kleinen Füßen, und, um die Verzweiflung der Märchenerzähler voll zu machen, sie geht sogar aus, läßt sich spazieren tragen in ihrer Sänfte und

hat nicht einmal einen Schleier, um sich gegen indiskrete Blicke zu schützen.

Welch' wunderbares Buch — für die Chinesen — könnte man mit dem zusammenstellen, was über sie gesagt ist. Wie groß würde ihr Erstaunen sein, wenn sie erführen, wie wenig sie gekannt sind, nachdem so viele Reisende ihre Städte besucht und ihre Gastfreundschaft genossen haben. Allein ein Irrthum, durch den wir uns am wenigsten geschmeichelt fühlen, und bezüglich dessen ich sogar den Muth fasse, eine Zurechtweisung zu ertheilen, ist derjenige, daß die Frau ein lächerliches, groteskes Wesen ohne Einfluß sei, lediglich dazu geschaffen, Kinder zu zeugen.

Das heißt sich eine eigenthümliche Vorstellung von der Frau machen. Allerdings gleicht unsere Frau nicht der des Abendlands, aber sie ist immer eine Frau, mit all ihrem geheimnißvollen Zauber, und einzelne kleine Schattirungen abgerechnet sind sie alle Evatöchter, wenn man unter diesem Ausdruck die instinktive Neigung versteht, welche sie treibt, die Herren der Schöpfung zu beherrschen. Der größte Dienst, den man einer Frau erweisen kann, ist der, sie zu lenken und sie glauben zu machen, daß sie selbst es ist, welche lenkt. Unsere Ueberlieferungen gestatten uns, die Frau glücklich zu machen, indem bei uns das Männliche durch die Sonne, das Weibliche durch den Mond dargestellt wird. Die eine leuchtet, der andere wird erleuchtet. Die eine strahlt in blendender Klarheit, der andere verdankt ihr seinen bleichen Widerschein. Aber die Sonne ist das wohlthätige, großmüthige Gestirn und das Licht, welches sie dem Monde verleiht, hat ebenfalls die Gabe zu erleuchten. Es hat einen sanften Glanz, welcher den Kummer lindert und die Leidenschaften beschwichtigt.

Es ist mir aufgefallen, daß in den meisten Sprachen die Sonne männlichen Geschlechts ist, ausgenommen in der deutschen, wo der Mond männlich und die Sonne weiblich ist. Das ist eine sehr seltsame Ausnahme, welche einem Gelehrten des himmlischen Reiches zu vielen Betrachtungen Anlaß geben würde. Er könnte glauben, daß in Deutschland die Politik und die Staatsverwaltung von Frauen geleitet wird, während die Männer die Aussteuer für ihre Töchter besorgen, was allerdings der Wahrheit nicht entsprechen würde.

Doch wie dem auch sei, die Ausnahmen bestätigen die Regel, und so darf man auch die Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche als ein feststehendes Gesetz annehmen. In China hat dieses Gesetz die Macht einer Naturgewalt. Es bildet die Grundlage zu einer Anzahl von Gebräuchen und Pflichten, die durch dasselbe geschaffen sind.

Als Mitglieder der Familie haben Mann und Frau besondere Pflichten, welche mit den verschiedenen Erziehungssystemen in Zusammenhang stehen. Ihre gesellschaftliche Aufgabe ist im voraus geregelt und beider Erziehung wird von vorn herein dem Zweck ihrer bezüglichen Stellung entsprechend geleitet. Der Mann und die Frau erhalten also eine gesonderte Erziehung, jener wird ein Studium wählen, welches zu den Staatsämtern führt, diese wird ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen schmücken und die kostbare Wissenschaft der Haushaltung studiren.

Wir sind der Ansicht, daß die tiefere Wissenschaft eine unnütze Last für die Frau ist, nicht etwa daß wir ihr den Schimpf anthun, zu behaupten, sie wäre weniger als wir zum Studium der Künste und Wissenschaften befähigt, son-

dern weil sie dadurch von ihrer wahren Lebensbestimmung abgelenkt würde. Die Frau braucht sich nicht zu vervollkommnen, sie wird vollkommen geboren, und sie würde in der Wissenschaft niemals weder die Anmuth, noch die Herzensgüte, diese beiden von der Natur inspirirten, unumschränkten Gebieter des häuslichen Herdes kennen lernen.

Diese Grundsätze sind von wesentlicher Bedeutung in den chinesischen Sitten, und, was sie besonders auszeichnet, ihre Anwendung ist eine buchstäbliche, sie wird als unerläßlich betrachtet.

Die Frau hat es nicht zu bedauern, daß sie weder die Vorzimmer der Minister, noch die Empfangssäle der Gesellschaft, wo die Europäerin sich mit all dem Zauber ihres Geschlechtes schmückt, um die Männer zu fesseln, kennen lernt. Ihr Leben hat keine Bedeutung in Bezug auf Politik. Diese Geschäfte besorgen die Männer allein.

Allein wenn man die Schwelle des Hauses überschreitet, dann betritt man ihr Reich, in welchem sie eine Autorität genießt, deren sich die europäischen Frauen gewiß nicht rühmen dürfen.

In Frankreich richtet sich das Ansehen der Frau nach der Stellung des Mannes, aber in keinem Lande der Welt ist sie mehr dem Gatten unterworfen. Ich war naiv genug zu glauben, daß das Wort „Stellung“ eine ausgedehnte Bedeutung hätte, und ich habe nach und nach bemerkt, daß man die Rechte studieren müßte, um es vollkommen kennen zu lernen und dann die Erfahrung zu machen, daß es der Frau durchaus keine Macht verleiht.

Durch die Heirath wird die Frau unter Curatel gestellt, sie wird ein Mündel, und das Gesetz giebt dem Mann seiner Frau gegenüber Waffen in die Hand, mittelst

deren er ihr sogar die Freiheit entziehen kann, über ihr Eigenthum zu verfügen. Das sind Eigenthümlichkeiten, über welche sich — die chinesischen Frauen wundern würden, denn sie können den Gatten in allen Lagen vertreten, wo es sich um Familienakte handelt. Das Gesetz gestattet ihnen zu kaufen und zu verkaufen, die gemeinschaftlichen Güter zu veräußern, Handelsgeschäfte abzuschließen, die Kinder zu verheirathen und ihnen eine beliebige Mitgift zu bewilligen. Mit einem Wort, sie sind frei, und man wird das um so eher begreifen, wenn man weiß, daß es bei uns weder Notare, noch Anwälte giebt und daß es daher nicht nöthig war, gesetzliche Ausnahmen zu schaffen, um sich derselben nachher mittelst gerichtlichen Verfahrens wieder zu entledigen.

Das Familienleben bildet die chinesische Frau, und ihr einziges Streben ist darauf gerichtet, eine Gelehrte zu sein in der Kunst, eine Familie zu regieren. Sie leitet die Erziehung der Kinder, sie ist zufrieden, für die Ihrigen leben zu können, und wenn der Himmel ihr dann noch einen guten Mann gegeben hat, so ist sie sicher die glücklichste Frau der Welt.

Ich habe schon früher gesagt, daß der Glanz der von dem Gatten errungenen Ehrenstellen auch auf sie zurückfällt, ja sie kann sogar durch ihre Kinder die Befriedigung ihrer Eitelkeit erlangen, jener Schwäche des menschlichen Herzens, die unter jedem Himmel verziehen wird.

Sie hat also ein Interesse bei der Verheirathung, nämlich ihren Rang zu erhöhen: sie hat dasselbe Interesse bei Erfüllung ihrer Mutterpflichten.

Die Bestimmung der Frau ist also nicht zu tadeln, sondern zu loben, da sie im Einklang steht mit der gött-

lichen Ordnung, und ich kenne eine beträchtliche Anzahl Europäer, die derselben Ansicht sein würden, wenn sie es nur wagten.

Dieses Capitel wäre nicht interessant, wenn ich nicht auch von . . . dem Konkubinat spräche. Durch dasselbe wird dieser Studie erst der gewisse pikante Reiz verliehen.

Die Verachtung, welche mit dem Worte selbst verknüpft ist, wird mich hindern, einen unparteiischen Leser zu finden: denn man darf tausend „Geliebte“ haben, aber keine Konkubine. Das Wort allein entschuldigt die Sache. Man könnte dreist sagen, die Chinesen halten sich Maitressen, es würde ihnen Niemand einen Vorwurf daraus machen.

Derartige feine Unterschiede sind schwer zu begreifen. Die chinesische Maitresse oder Konkubine unterscheidet sich insofern von der europäischen, daß sie anerkannt wird. Sie ist eine Art legitime Geliebte.

Es giebt Verhältnisse — es kann solche geben — wo die Ehe zwischen den beiden Gatten aufhört, das zu sein . . . was sie sein soll. Es können besondere Gründe eintreten, welche auf das eheliche Verhältniß der Gatten störend einwirken. Oft sind Wechsel der Laune oder Kränklichkeit die Ursache. In Europa finden die Männer leicht eine Geliebte, und der doppelte Haushalt ist durchaus keine unbekannte Einrichtung in der christlichen Welt.

Nach unseren Sitten, wo das Schicksal des Kindes mehr als alles andere interessirt, und wo die Ehre der Familie grade in dem Gedeihen desselben besteht, würde dieses getrennte Leben der außerhalb der Ehe geborenen Kinder allen herkömmlichen Gebräuchen zuwiderlaufen. Aus diesem Grunde wurde das Konkubinat eingesetzt,

wodurch es dem Manne erspart wird, außer dem Hause Abenteuer aufzusuchen. Die Einrichtung an sich ist beim ersten Anblick schwerlich zu billigen — einem Europäer erscheint sie undelikat —, allein unter dem Vorwande des Zartgefühls werden oft weit schwerere Verbrechen begangen, werden aus intimen Verhältnissen hervorgegangene Kinder mit einem unauslöschlichen Makel in das Leben hinausgestoßen, dem sie ohne Hülfe und ohne Familie gegenüberstehen. Ich finde diese Mängel weit bedenklicher, als die Brutalität des Konkubinats.

Was dasselbe vor allem entschuldigt, ist der Umstand, daß es von der legitimen Frau geduldet wird, trotzdem sie den Werth des von ihr gebrachten Opfers sehr wohl kennt; denn die Liebe bindet die Herzen in China wie überall. Allein die wahre Liebe rechnet mit zwei Uebeln und wählt das kleinste — im Interesse der Familie.

Man darf daher in der Anwesenheit der Konkubine am häuslichen Herd kein anderes Ziel sehen, als das Interesse der Familie.

Die Monogamie ist die Grundlage der chinesischen Ehe. Das Gesetz bestraft sehr streng eine zweite Heirath, solange die erste noch gültig ist. Das Konkubinat beeinträchtigt durchaus nicht die Unlösbarkeit der Ehe, ja auf die Gefahr hin, meine Leserinnen in Erstaunen zu setzen, möchte ich sogar behaupten, es erhöht dieselbe. Die Konkubine kann nur unter bestimmten Voraussetzungen und mit Zustimmung der legitimen Gattin in die Familie eintreten. Diese Einwilligung wird begreiflicher Weise nicht leichtfertig ertheilt, sondern aus Hingabe für die Familie, und damit der Mann Kinder habe, welche die Vorfahren ehren.

Ich bemühe mich, diesen Brauch zu entschuldigen, an=

statt ihn darzustellen und vergesse, daß er im Grunde lediglich ein treues Bild der Sitten des Alterthums ist. Heißt es doch schon in der Bibel: „Sarah, Abraham's Weib, gebar ihm nichts. Sie hatte aber eine ägyptische Magd, die hieß Hagar. Und sie sprach zu Abraham: Siehe, der Herr hat mich verschlossen, daß ich nicht gebären kann. Lieber lege dich zu meiner Magd, ob ich doch vielleicht aus ihr mich bauen möge. Abraham gehorchte der Stimme Sarah's. Da nahm Sarah, Abraham's Weib, ihre ägyptische Magd Hagar und gab sie Abraham, ihrem Manne, zum Weibe."

Da hat man also das schreckliche, von unsern Sitten nachgeahmte Beispiel. Um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen, daß die Konkubinen in der Nachahmung Hagar's ihre eigenthümliche Stellung häufig mißbrauchen, indem sie auf die rechtmäßige Frau geringschätzig herabsehen. Das sind Unzuträglichkeiten, die diese Einrichtung nun einmal mit sich bringt. Obgleich daher der Gebrauch existirt und in unsern Sitten begründet ist, findet man dennoch nicht selten Familien, welche die Konkubine unter keinen Umständen zulassen würden.

Fast immer werden dieselben aus den unteren Klassen oder aus der Zahl der bedürftigen Verwandten gewählt. Ihre Kinder werden als Kinder der rechtmäßigen Frau betrachtet, wenn diese kinderlos ist. Dagegen gelten sie als legitimirt, d. h. sie haben dasselbe Recht als die ehelichen Kinder, wenn die rechtmäßige Frau selbst mit solchen gesegnet ist.

Die Konkubine ist der legitimen Frau Gehorsam schuldig und betrachtet sich als in ihrem Dienst befindlich.

Das ist alles.

Die Schriftsprache.

Die Entstehung der Sprache ist ein Geheimniß für die Gelehrten. Wenn man eine Sprache, d. h. jene Gesammtheit von Lauten, die sich methodisch um einander gruppiren, und mittelst deren man die feinsten Schattirungen des Gedankens darzustellen vermag, betrachtet, so fragt man voll Staunen, wer einen solchen Wunderbau zu Stande gebracht haben mag. Und wenn man dann die verschiedenen Länder der Erde durchwandert und so viele durchaus verschiedene Sprachen vernimmt, so drängt sich einem die Ueberzeugung auf, daß diese Sprachen auch ihre Urheber gehabt haben müssen, da fast jedes Volk eine andere spricht.

Da es feststeht, daß diese Schöpfungen in das graue Alterthum hinaufreichen, so muß man daraus schließen, daß beim Beginn der Weltgeschichte eine Epoche des Glanzes existirte, und daß die Intelligenz des Menschen im Stande war, die Sprachen in den verschiedenen Stämmen, welche damals die menschliche Gesellschaft bildeten, zu erfinden und auszubilden.

Diese Schlußfolgerung, so glaube ich, ist wenigstens

annehmbar. Unsere Geschichtsschreiber drücken sich bezüglich dieses Gegenstandes nicht bestimmter aus, als die Gelehrten des Abendlandes, obgleich die geschriebenen Denkmäler unserer Literatur zweitausend Jahre älter sind als die Dichtungen Homer's. Jedoch bieten sie uns einigen Aufschluß über die Umgestaltungen der geschriebenen Sprache, und diese Aufschlüsse werden ohne Zweifel von allen denen mit Interesse gelesen werden, die an Alterthümern Gefallen finden.

Die Geschichte erwähnt, daß man während der ganzen Periode von der Schöpfung bis zum Jahre 3000 v. Chr. die geschriebene Sprache in China nicht kannte.

Es bestand die Gewohnheit, Knoten in Schnüre zu machen, um sich gewisser Thatsachen zu erinnern.

Dieser Gebrauch scheint sich bis in unsere Zeit hinein in dem Taschentuchknoten konservirt zu haben.

Dieses amtlich konstatirte Nichtvorhandensein einer geschriebenen Sprache ist von einem gewissen Interesse. Die Thatsache läßt auf einen Zustand von Unwissenheit, oder von vollkommener Ruhe schließen. Noch heute giebt es in unserm fernsten Osten einzelne Stämme, welche vollständig genug von der übrigen Welt getrennt waren, um nur eine überlieferte, von jeder Korruption freie Sprache zu sprechen, und die des Schreibens unkundig sind. Es ist einiger Grund vorhanden, zu glauben, daß diese Stämme die Wurzeln der Wörter, aus denen ihre Sprache besteht, intakt erhalten haben, und daß ein Gelehrter in dem Studium dieser Idiome vielfache Annäherungspunkte zwischen den bekannten Sprachen des Orients finden würde.

Erst nach dem Jahre 3000 erfand ein Kaiser Namens Tschang-Ki die Buchstaben, welche er Tsiang nannte, und

die er nach dem Stande der Gestirne bildete. Diese Zeichen wurden damals nicht Buchstaben, sondern Figuren genannt. Sie sind zehn Jahrhunderte älter, als die von den Aegyptern erfundenen Zeichen.

Diese Figuren stellten die Gegenstände selbst dar, es war also ein sehr primitives Schreibsystem. Allein nachdem die Idee von der Möglichkeit einer geschriebenen Sprache einmal entdeckt ist, bringen die Anstrengungen späterer Jahrhunderte vollkommenere Mittel hervor, durch welche die Sprache definitiv festgestellt und die untrennbare Gefährtin des Gedankens wird.

Durch die Jahrhunderte hindurch können wir diesen Fortschritt verfolgen, denn die Geschichte hat seine Spur bewahrt.

Zuerst haben wir nur rohe Figuren, welche die Gegenstände darstellen. Später werden diese Linien verändert und bilden die Buchstaben, Li genannt, die ebenfalls noch Gegenstände darstellen, aber in krummen Linien. Dies sind die Charaktere, in denen die heiligen Bücher des Confucius und Lao-Tse geschrieben sind.

Die Umwandlungen, welche diesen ersten Versuchen folgen, gehören nicht mehr derselben Ordnung an. Das Prinzip wird gewechselt, und man erfindet Zeichen, welche man Tse (Worte) nennt, und die nach der Aussprache des Gegenstandes geschrieben werden. Das ist die Lautschrift.

Noch später, unter der Regierung des Kaisers Tsang-Uang aus der Dynastie Tscheu (783 vor Christo) führte ein Gelehrter Namens Su-Lin das natürliche Prinzip der Gegenstände in die Schrift ein.

Die Buchstaben wurden Ta-Tschiang genannt. Sie sind uns erhalten geblieben in den heiligen Büchern Y-King,

den einzigen, welche den Flammen entgingen bei der großen von dem Kaiser Tsin-Su-Hoang angeordneten Bücherverbrennung. Diese Buchstaben Ta-Tschiang dienten zum öffentlichen Unterricht bis zu der Zeit, wo sich die neue Umwandlung unter der Regierung des Tsing (246 vor Christo) vollzog. Dieselbe bezog sich jedoch nur auf die Striche, welche mehr gerade und erhaben gemacht wurden. Man nannte sie Steinstäbchen und verwendet sie noch heute auf amtlichen Siegeln. Die Inschriften an Gebäuden und kostbaren Gefäßen gehören ebenfalls diesem System an.

Ein Jahrhundert später vollzieht sich ein neuer Fortschritt, welcher durch die Zusammenstellung aller älteren Buchstaben erreicht wird. Die so gebildeten Zeichen sind regelmäßiger in ihren Linien und kommen unserer gegenwärtigen Schrift ziemlich nahe.

Alle diese allmäligen Umwandlungen zeigen, mit welcher Kunst unsere Zeichen, in denen so viele verschiedene Grundsätze zur Anwendung kommen, zusammengesetzt sind. Von einem Zeitalter zum andern werden sie langsam vervollkommnet, und jedes Jahrhundert giebt ihnen eine neue, mehr mit dem Fortschritt der Bildung im Einklang stehende Physiognomie. Man könnte sie mit einem rohen Diamanten vergleichen, dessen rauhe und trübe Außenseite nach und nach bearbeitet und abgeschliffen wird, bis endlich auf dem klaren Kristall die Facetten sichtbar werden.

Allein unsere Schrift ist immer noch nicht fixirt. Zu Anfang des ersten Jahrhunderts wird ein Unterpräfekt Namens Tscheng-Miao in's Gefängniß geworfen. Er richtete an den Kaiser ein Gnadengesuch und setzte seine Zeichen auf Grund der Schriftsprache des Li zusammen. In diesem Gesuch befanden sich dreitausend Worte, und da die Art

ihrer Zusammensetzung einfacher und leichter war, als die bis dahin gebräuchliche Art, so befahl der Kaiser die Einführung des Systems Li in die öffentliche Schrift, indem er gleichzeitig das Gesuch erhörte. Die letzte wichtige Umwandlung der geschriebenen Sprache endlich vollzog sich unter der Dynastie der Han. Einer der Räthe des Kaisers wollte seinen Herrn möglichst rasch über die verschiedenen an ihn gerichteten Bittschriften informiren und erfand zu diesem Zweck eine Halbcursivschrift, welche jedoch immer noch das System Li zur Grundlage hatte, und aus dieser Schrift, welche fünf Jahrhunderte später in eine Cursivschrift umgewandelt wurde, sollte endlich die definitive Schriftsprache China's hervorgehen. Dieselbe erspart eine beträchtliche Zeit gegenüber den vorhergehenden Systemen, sowohl in Bezug auf das Zeichnen der Figuren, als auch auf das Ziehen der Linien, aus denen ein Wort zusammengesetzt ist.

Man sieht an dieser Entwickelung, wie schwer unsere Sprache werden kann, wenn man die verschiedenen Schriftsysteme, aus denen unsere literarischen Denkmäler und unsere heiligen Bücher zusammengesetzt sind, betrachtet. Die gegenwärtig gebräuchliche Cursivschrift ist derartig, daß man ein Wort mit einem Pinselzuge ohne jede Unterbrechung schreiben kann. Alle Züge sind mit einander verbunden. Das ist ein unbestreitbarer, für die vielfachen Gebräuche des Lebens sehr bequemer Fortschritt. Allein die officiellen Briefe, die Prüfungsaufsätze, die Berichte an den Kaiser müssen in sauberer Schrift mit großer Sorgfalt geschrieben werden, und das ist eine ziemlich schwierige Arbeit. Wir haben Mustervorlagen nach den verschiedenen Methoden, und das Studium derselben bildet eine der wichtigsten Beschäftigungen in unserer Erziehung.

Ich brauche wohl nicht zu erzählen, wie die Buchstaben geschrieben werden, da der Gebrauch der chinesischen Tusche in Europa bekannt ist. Vielleicht interessirt es jedoch den Leser, zu erfahren, daß es nicht genügt, die Tusche aufzulösen und den Pinsel in die Hand zu nehmen: die Tusche darf auch nur bis zu einem gewissen Grade aufgelöst und der Pinsel muß in senkrechter Haltung geführt werden.

Ich schließe diese Notizen, indem ich meinen abendländischen Lesern eine ausführliche Lektion über die verschiedenen Arten des Schreibens mit dem Pinsel mittheile.

Es giebt acht Arten mit dem Pinsel zu schreiben: 1) Die Figur eines Buchstabens soll lebendig sein, und die Züge müssen, je nach den Verbindungen desselben, mehr oder weniger hervortreten. 2) Die Theile, aus denen ein Buchstabe besteht, müssen gerade, kräftig und proportionirt sein. Anfang und Ende müssen durch deutliche Züge kenntlich gemacht werden. 3) Die Züge, welche nicht von demselben Worte eingeschlossen sind, müssen natürlich sein, wie Flossen oder Flügel. 4) Die unteren Theile eines Buchstabens müssen im richtigen Verhältniß zu seiner Größe stehen. 5) Ein Wort, gleichviel ob es von runder oder eckiger Form ist, muß in den geraden Linien aus sehr geraden, in den gebogenen aus runden Linien bestehen. 6) Die Verbindungslinien müssen eine fortschreitende Kurve ohne Unebenheiten bilden. 7) Der Endpunkt einer geraden Linie darf nicht spitz sein, wie der Pinsel selbst, sie muß vielmehr mit einem kräftigen Druck endigen. 8) Schon vor der Biegung eines Striches muß man daran denken, ihn allmählig ab- oder zunehmen zu lassen.

Man wolle alle Bezeichnungen, welche in dieser Lektion

enthalten sind, beachten. Vielleicht tragen sie mehr als meine Auseinandersetzungen zu dem Verständniß von dem Werte eines Zeichens bei. Diese Zeichen sind eine Art Miniaturbild, in welchem die Idee gemalt ist, wie auf einem Gemälde. Diese Striche, welche sich nach allen Richtungen kreuzen, die Schattirungen des Pinsels, diese Füllungen und Lösungen, all diese geraden und krummen Linien kennzeichnen und repräsentiren die vielfachen Wendungen des Gedankens in der ganzen Vollkommenheit eines künstlerischen Werkes. Es liegt in dieser, den Sprachen angepaßten Schreibmethode ein Vortheil, den man im Abendlande nur bei den lebenden Sprachen findet. In den Augen der Europäer besteht die Schönheit der Sprache in den Lauten, und man hört nicht selten den Wohlklang eines Wortes oder gar eines ganzen Satzes rühmen. Allein dieser Wohllaut wird von der Schrift nicht wiedergegeben, die Worte sind stumm und stehen lediglich in orthographischen Beziehungen zu einander. Die Energie oder die Weichheit der Buchstaben ändert nichts an dem Sinne eines Wortes es hat immer denselben Werth; und wenn derselbe jemals verändert wird, so geschieht es lediglich, um dem Styl eine größere Feinheit zu verleihen, die man nicht zu oft anwenden darf, wenn man die Aufmerksamkeit nicht ermüden will. Allein ist der Geist nicht die Welt der Nüancen und der abstrakten Feinheiten und ist die Pflege der Intelligenz nicht immer darauf gerichtet, die Empfänglichkeit dieses Vermögens zu erhöhen? Wie kann man dieser natürlichen Bestimmung entsprechen, wenn man nur Worte mit durchaus feststehender Bedeutung zu seiner Verfügung hat.

Und wenn es einem Schriftsteller durch Glück und Geschicklichkeit gelingt, eine besondere, den Geist angenehm

berührende Wendung zu finden, so trägt er sein Geheimniß mit sich dahin, und jeder, der sich desselben bedienen möchte, bleibt ein Nachbeter. In China lassen wir uns unsere Schätze nicht also abhanden kommen, wir erhalten sie, sie leben in unseren Zeichen, und einmal geschaffen, machen sie die Runde durch unser Land wie ein Ausspruch Voltaire's die Runde durch die Welt macht, nur mit dem Unterschiede, daß jenes ein neues Wort geworden ist, während dieser ewig nur ein Citat bleibt.

Ich hoffe, mich durch diese Vergleiche verständlich gemacht zu haben, nicht etwa, als ob ich die Vortheile des einen Systems auf Kosten des anderen herausstreichen wollte; ich finde nur, daß die Sprachen des Abendlandes nicht alle diejenigen Hilfsquellen besitzen, welche einen Schriftsteller befriedigen oder begeistern könnten.

Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß der Redner unendlich hoch über dem Schriftsteller steht. Woher kommt das! Weil das Leben in dem Tone liegt. Wohlan! Bei uns liegt dieses Leben in den Zeichen. Sie haben nicht nur einen Körper, sondern auch eine Seele, welche ihnen Leben und Wärme verleiht.

Die Bevölkerungsklassen.

Man unterscheidet in China vier Klassen oder Kategorien von Bürgern und zwar nach den Vorzügen und Ehren, welche der Gebrauch oder die Gesetze des Landes jeder einzelnen von ihnen zuweisen. Diese Klassen bestehen aus den Gelehrten, den Ackerbauern, den Handwerkern und den Kaufleuten. Das ist die sociale Rangordnung China's.

Die Gelehrten als Repräsentanten der Klasse, welche denkt, nehmen die erste Stelle ein, die Ackerbauer als nährende Klasse die zweite, die Handwerker genießen ebenfalls vermöge ihrer Kunstfertigkeit eine ziemlich große Achtung. Die Klasse der Kaufleute ist die niedrigste.

Im Grunde genommen sind die beiden ersten Klassen die geachteten und geehrten, sie bilden die Aristokratie des Geistes und der Arbeit. Unsere Edelleute könnten als redendes Wappen nur eine Feder — ich wollte sagen einen Pinsel — oder einen Pflug führen, in dem einen den Himmel, im andern die Erde als Horizont. Ist es nicht, als ob die Bestrebungen der Menschen von je her nach diesen beiden Polen, nach diesen beiden Grenzen hin gerichtet gewesen wären: der Himmel, d. h. das Unsichtbare

und Unbekannte für den Geist und die Erde, auf welcher der Fuß wandelt, für die mechanische Arbeit? Das sind die natürlichen Quellen des menschlichen Schaffens. Wir haben diesen Grundgedanken bei der Feststellung unserer socialen Unterschiede nicht aus den Augen gelassen.

In der Wissenschaft liegt die höchste, edelste und geachtetste Bethätigung des menschlichen Geistes, weil sie die Menschen befähigt zu regieren, und daher wählt man zu Staatsbeamten die Gelehrten. Der Vorzug wird den Arbeiten des Geistes gewährt, aber er ist nicht ausschließlich. Der Ackerbau wird in gleich hohem Grade geachtet, weil die Erde das hauptsächlichste Steuerobjekt ist. Mit der Industrie und dem Handel verglichen könnte man diese beiden letzteren als die Zweige, den Ackerbau aber als die Wurzel bezeichnen.

Die Gelehrten.

Alle Individuen, welche den in dem vorhergehenden Kapitel erwähnten vier Klassen angehören, dürfen an den öffentlichen Wettarbeiten, nach denen die Grade bestimmt werden, theilnehmen.

Dieses Recht an sich ist kostbarer, als alle jene, welche in dem berühmten Codex, den man pathetisch mit dem Namen der Menschenrechte oder unwandelbaren Prinzipien bezeichnet hat, enthalten sind.

Nirgends in der Welt existirt ein demokratischeres Prinzip, und ich wundere mich, daß man noch nicht darauf gekommen ist, es für die Länder des Westens zu adoptiren, wo die unwandelbaren Prinzipien immer noch nicht das beste Regierungssystem und den annähernd vollkommensten socialen Zustand begründet haben.

Die Gelehrtengrade zerfallen in China, ebenso wie in den Ländern des Westens in das Baccalaureat, das Licenciat und das Doktorat. Sie sind jedoch keineswegs einfache Diplome, welche die bezügliche Ausdehnung der Kenntnisse in der Literatur und den Wissenschaften bezeichnen. Im Gegentheil, sie haben einen ganz anderen Charakter info-

fern, als mit ihrem Titel gleichzeitig bestimmte Rechte und Privilegien verbunden sind.

Ich war außerordentlich überrascht, als ich erfuhr, wie wenig die Universitätsgrade in Frankreich geachtet sind. Der Baccalaureusgrad wird geradezu mit Geringschätzung behandelt, sowohl von denen, welche ihn nicht erlangt haben — was allenfalls noch verständlich wäre — als auch von denjenigen, welche das Examen bestanden haben. Man verräth nicht, daß man Baccalaureus ist, man fragt auch Niemanden, ob er es ist. Es würde das ebenso wenig angebracht sein, als wenn man eine verblühte Schönheit nach ihrem Alter fragen wollte.

Was den Licenciaten- und Doktorgrad betrifft, so nehmen sich nur diejenigen Personen, welche ernsten Studien nachgehen, oder sich dem höheren Lehramt widmen wollen, die Mühe ihn zu erlangen. Allein der Doktorgrad ist keine Auszeichnung, die gleichzeitig ein Amt mit sich brächte, oder die der Stellung des Inhabers einen gewissen Nimbus verliehe. Man kann Doktor der Philosophie oder der Rechte sein und genießt dennoch bei der Bewerbung um eine bescheidene Stelle in irgend einer Verwaltung, einem ganz unwissenden Menschen gegenüber durchaus keinen Vorzug. Das sind unglaubliche Zustände, von denen man mir versichert hat, daß sie an der Tagesordnung sind, und ich habe trotz meines Sträubens, derartigen Versicherungen Glauben zu schenken, die Wahrheit bestätigt gefunden.

Noch heute, nach zehnjährigem Aufenthalt und zahlreichen Studien frage ich mich, welches in den Einrichtungen der abendländischen Welt das Prinzip sein mag, das wahrhaft würdig ist, demokratisch oder liberal genannt zu

werden. Ich kenne keins und Niemand hat mir eins gezeigt, welches es in eben so hohem Grade wäre, als das Recht der Zulassung aller Bürger zu den Wettbewerbungen um die Gelehrtengrade. Man hat mir wohl von dem allgemeinen Wahlrecht gesprochen, aber das ist eine Windrose, ein System ohne Prinzip, und es hieße sich eine eigenthümliche Vorstellung von der öffentlichen Meinung machen, wenn man sich einbilden wollte, dieselbe könne sich auf amtliche Verordnung, zu bestimmter Zeit und Stunde kundgeben. Wunderbar! Man könnte die Wahl der Akademiker durch das öffentliche Wahlrecht nicht vorschlagen, ohne sich lächerlich zu machen, und doch gestattet man, daß nach diesem selben Wahlrecht die Gesetzgeber gewählt werden! Ich glaube, daß diese schwieriger ausfindig zu machen sind als jene. Und was folgt daraus? —

Wo ist die Belohnung, welche der hartnäckigen, durch edle Intelligenz erleuchteten Arbeit zugestanden wird? Wenn man arm ist und als ganzen Reichthum nur einen geachteten Namen und den Ehrgeiz besitzt, ihn mit Ehren zu tragen, kann man durch das Studium und seine Erfolge allein sich eine Stellung im Staatsdienst sichern? Kann man emporsteigen lediglich auf Grund seiner Kenntnisse? Kann man erwarten, durch sie ein Recht zu erstreiten? Kann man durch sie allein Ehre und Macht erwerben? In China wohl, nicht aber in Europa!

Ich behaupte also nicht umsonst, daß unsere Einrichtungen liberaler, gerechter und ersprießlicher sind: denn die Gebildetsten sind auch die Weisesten, und nur die Ehrgeizigen stören den öffentlichen Frieden. Man verlange, um die höheren Staatsämter zu besetzen, den Ruf des höchsten Talentes, wie man für den militärischen Beruf die

erprobte Tapferkeit, die Pflege der Ehre und der Kriegswissenschaften beansprucht, und man unterdrückt die heimlichen Kämpfe, welche von Kabale und Vetterschaften vor den Thüren der Ministerien ausgefochten werden. Darin liegt das Geheimniß der Beständigkeit unseres friedlichen Reiches. Es würde genügen, das System desselben einzuführen, um die Neuerungssucht zu beseitigen; aber an dem Tage, wo Europa aufhören wird, das Wechselnde zu lieben, wird es vollkommen sein — und wir werden ihm dann nichts mehr zu beneiden haben.

China hat keinen öffentlichen Unterricht.

Unsere Regierung hat einen besseren Begriff von der Freiheit, als gewisse Staaten des Abendlandes, wo man die allgemeine Schulpflicht auferlegt, ohne ihr ein bestimmtes Ziel zu geben. Die Regierung hat nur die Aufsicht über die Wettbewerbungen. Die Kandidaten sind nur einem Gesetz unterworfen, aber dem zwingendsten von allen, nämlich — zu wissen.

Hierbei muß ich noch bemerken, daß unsere Grade nicht blos ein erworbenes Verdienst, sondern auch die Ueberlegenheit des Verdienstes bezeichnen. Sie sind thatsächlich im Wettstreite errungen, dem einzigen Mittel, einem Grade auch Ansehen zu verleihen.

Ich finde keinen besseren Beweis, als den Hinweis auf den Verlauf der Beförderungen in den europäischen Armeen mit dem System der Spezialschulen, in welche man nur auf Grund eines Examens eintreten kann. Diese Schulen gestalten sich dadurch wirklich zu Einrichtungen, in welchen sich ein exclusiver, auf seine Vorrechte stolzer Corpsgeist ausbildet, der sich als eine Art Aristokratie von hohem Einfluß kennzeichnet. Ich bewundere die polytechnische Schule

und ihre Statuten. Welches Aufsehen genießt sie noch heute, trotz der verschiedenen Revolutionen, die so manches Gute zerstört haben. Das macht die errungene Würde, welche Achtung einflößt und fordert.

Man stelle sich z. B. vor, die Advokatur wäre dem Wettbewerb unterworfen und die Zahl der Bewerbungen würde jedes Jahr bestimmt, welche wohlthätigen Folgen würde eine solche Reform nicht haben? Das Recht der Vertheidigung würde eine Ehre, und der Corpsgeist, nach dem die Advokaten streben, würde ein wirkliches Ansehen erlangen. Doch das sind Gaukelspiele meiner Phantasie. Man muß den Letzten das Privilegium lassen, zuweilen die Ersten werden zu können, wäre es auch nur, um die Richtigkeit des christlichen Grundsatzes zu bestätigen. Grade darin besteht der demokratische Geist.

Die Studien werden innerhalb der Familie betrieben. Die wohlhabenden Familien haben Hauslehrer, aber in jedem Dorfe China's können auch die unbemitteltsten Eltern ihre Kinder in die Schule schicken, und zwar giebt es Tages- und Nachtschulen. Die Zahl der besuchenden Kinder ist so groß, daß das Schulgeld nur ein ganz geringes ist.

Die Ordnung unserer öffentlichen Prüfungen ist vielleicht nicht ohne Interesse für meine europäischen Leser, obgleich diese Einzelheiten auch schon von Reisenden beschrieben sind. Ich habe überhaupt nicht die Anmaßung, meinen Lesern eine neue Welt zu eröffnen, aber ich möchte die Aufmerksamkeit auf gewisse Einrichtungen lenken, welche keineswegs vollständig barbarisch sind, und für die man sehr gut etwas mehr als Mitleid fühlen kann. Ich lasse

meine Leser durch meine Augen sehen, das ist mein ganzer Ehrgeiz.

Wenn die Kandidaten sich hinreichend vorbereitet glauben, um das erste Examen zu bestehen, so lassen sie sich auf der Unterstatthalterei einschreiben, auf welcher dasselbe stattfindet.

Das Examen umfaßt sechs Probearbeiten. Die auf Grund der letzten Arbeit gewählten Candidaten werden fähig erklärt, an den Examina Theil zu nehmen, welche vor dem Statthalter in der Hauptstadt der Provinz abgehalten werden. Dieses Examen umfaßt wiederum eine Anzahl Arbeiten und wenn alle glücklich überwunden sind, dann stellt sich der Kandidat dem für jede Provinz delegirten kaiserlichen Examinator vor.

Erst nachdem er auch vor diesem Examinator bestanden hat, erhält er den Baccalaureusgrad.

Für jede Arbeit ist ein ganzer Tag festgesetzt, und die Bedingungen des Programmes verlangen etwa fünfzehn Arbeiten. Dieselben werden alle schriftlich gemacht, und die Kandidaten werden während derselben, ohne irgend welche Bücher, nur mit ihrem Pinsel, Tusche und Papier versehen, in kleine Zellen eingeschlossen. Die Themata ihrer Aufsätze sind der Literatur, der Poesie, der Geschichte und der Philosophie entnommen. Diese Examina werden alljährlich in der Statthalterei abgehalten.

Die Examina des zweiten Grades, auf Grund deren die Licenciatenwürde verliehen wird, haben alle drei Jahre statt. Sie werden in der Hauptstadt der Provinz abgelegt und bestehen aus drei Unterexamina, deren jedes drei Tage dauert. Im ganzen nehmen sie zwölf Tage in Anspruch. Die Kandidaten sind in der Regel sehr zahlreich,

mitunter über zehntausend . . . bei zweihundert Auserwählten.

Die Examina des dritten Grades, auf Grund deren die Doktorwürde verliehen wird, werden in Peking abgelegt und zwar in derselben Ordnung, wie die des zweiten Grades. Diejenigen, welche diese letzte Prüfung bestanden haben, müssen dann noch ein letztes Examen in Gegenwart des Kaisers ablegen und werden dann je nach ihren Leistungen in vier Klassen getheilt: die erste enthält nur vier Mitglieder, welche ohne weiteres unter die Akademiker aufgenommen werden. Die zweite Klasse umfaßt die Kandidaten für die Akademie, welche sich, um in dieselbe zugelassen zu werden, einem neuen Wettstreit unterziehen müssen. Aus der dritten Klasse werden die Beamten der Ministerien ernannt, und aus der vierten die Unterpräfekten, oder die mit ihnen in gleichem Range Stehenden.

Die Anzahl der zu jeder Session zugelassenen Doktoren variirt zwischen zwei- und dreihundert.

Die Akademiker werden Mitglieder des kaiserlichen Kollegiums der Han-lin. Sie repräsentiren die erhabenste Körperschaft, aus welcher gewöhnlich die Minister gewählt werden.

Nach dieser Aufzählung brauche ich wohl nicht mehr besonders zu sagen, daß das Leben eines Gelehrten aus einer Kette von Examina besteht. Mit zwanzig Jahren ist in Europa gewöhnlich die Zeit gekommen, wo die meisten Menschen das Studium bei Seite legen und mit dem Vergessen beginnen. Bei uns dagegen erwacht jetzt erst der Ehrgeiz, d. h. wir beginnen nach einem neuen Grade zu streben, mit dem gleichzeitig eine Zunahme von Ehre und Vermögen verbunden ist.

Die chinesische Rangordnung ist nicht auf Anciennität, sondern auf Verdienst gegründet. Die Stellung richtet sich nach dem Grade, und je höher sie ist, desto größer muß die geistige Bedeutung des Inhabers sein. Bei uns könnte kein Mensch auf den Einfall kommen, sich über einen Bureauchef lustig zu machen, aus dem einfachen Grunde, weil ein solcher nothwendiger Weise fähiger sein muß, als seine Untergebenen. Die Rangordnung nach der Anciennität ist ein Fehler. Nicht der kahle Scheitel macht das Verdienst. Die Bekanntschaft mit den jungen Beamten an den Ministerien hat mich in Betreff der Mängel des Anciennitätsprinzips hinlänglich erbaut, um mich um so mehr den Scharfsinn unserer Regenten schätzen zu lassen, die die Ursachen jener Gebrechen abgeschafft haben.

Niemand kann sich eine Vorstellung von den Freudenausbrüchen machen, mit denen ein Erfolg in den Examina begrüßt wird. Ich habe in England und in Deutschland, den einzigen beiden Ländern, wo Universitäten existiren, Aufzüge von Studenten gesehen, denen es gewiß weder an Großartigkeit, noch an Begeisterung fehlte. Allein in China haben diese Feste eine noch viel größere Ausdehnung und sind außerordentlich beliebt.

Die Festlichkeiten in der Familie sind bei dieser Gelegenheit ebenso glänzend wie bei den Hochzeiten. Die Verwandten versammeln sich zuerst in den Tempeln der Vorfahren, um ihnen ein Dankopfer für die empfangene Ehre darzubringen, und hierauf folgen glänzende Feste für alle Mitglieder und Freunde der Familie. Mehrere Tage lang überläßt man sich der lebhaftesten Fröhlichkeit. Der Auserwählte wird im Triumph einhergetragen. Wenn er sich zu seinen Verwandten und Bekannten begiebt, um

ihnen die Nachricht seines Erfolges mitzutheilen, wird er von einem Musikchor begleitet, und seine Freunde, rothe Banner tragend, schaaren sich um ihn, um ihm das Geleit zu geben. Die Bevölkerung begrüßt ihn mit den lebhaftesten Beifallsrufen, wie einen König, der einen großen Sieg davongetragen hat. An den Wänden seines Hauses sind Zettel angeklebt, auf denen der errungene Erfolg öffentlich bekannt gemacht wird, und dieselben Zettel werden auch an alle Familien geschickt, mit denen der Ausgezeichnete in Verbindung steht. Natürlicher Weise wird durch diese Feste und Ehrenbezeugungen der Ehrgeiz der Kandidaten nicht vermindert. Alle diese Festlichkeiten schüren den Wetteifer und reizen die Sieger des ersten Grades, auch um die Palme des zweiten zu ringen. Die zur Feier der Erlangung der Doktorwürde in Scene gesetzten Feste tragen den Charakter öffentlicher Lustbarkeiten, an denen sich die ganze Vaterstadt des Auserwählten betheiligt.

Außer den bereits erwähnten Examina giebt es noch andere, welche dem ersten Grade folgen, und die den Kandidaten Anrecht auf Kostgeld, oder auf eine Art Freitisch geben. Den zu diesem Anspruch Berechtigten steht die Bewerbung um diejenigen Aemter zu, welche nicht direkt von denen besetzt werden, die das Hauptexamen bestanden haben.

Wenn man schließlich allen diesen Ehren, die an und für sich schon genügen, um auch den trägsten Ehrgeiz zu entflammen, noch den für das Herz eines jeden Chinesen außerordentlich verlockenden Gedanken hinzufügt, daß ihr Glanz auch auf die Familie zurückstrahlt, daß sie den Vorfahren angenehm sind, und daß die Eltern, Vater und Mutter, denselben Rang erhalten und dieselbe Achtung genießen, dann wird man begreifen, von welch' un-

geheurem Einfluß diese Wettbewerbungen auf unsere Sitten sind.

Es könnte ja, wie es anderwärts häufig geschieht, auch bei uns der Fall eintreten, daß der emporgekommene Sohn sich seiner Eltern und der niedrigen Stellung schämte, aus der er selbst hervorgegangen ist. Aber auch hierfür haben unsere Gesetze gesorgt und ein solcher Skandal kann niemals unser Gefühl verletzen. Vater und Mutter steigen gleichzeitig mit dem Sohn im Range; sie erfreuen sich derselben Ehren und so giebt es am Tage des Triumphes nur Glückliche in der Familie. O, unsere Vorfahren kannten das menschliche Herz genau und ihre Gesetze waren wahrhaft weise. Sie verdienen die Bewunderung und Anerkennung aller Freunde der Menschheit. Je mehr ich die moderne Civilisation kennen lerne, desto größer wird meine Verehrung für unsere altehrwürdigen Institutionen; denn sie allein gewähren, was sie versprechen, nämlich den Frieden und die Gleichheit.

Die Zeitungen und die öffentliche Meinung

Wenn man das Wort „Zeitung“ so eingehend definiren wollte, wie es der Begriff eines sehr umfassenden Ausdrucks zuläßt, so könnte man sie eine periodische Veröffentlichung nennen, welche bestimmt ist, dem Publikum eine Meinung beizubringen.

Ich glaube, daß die größte Anzahl der Zeitungen mit dieser Definition zufrieden sein wird, denn es ist ein hoher, edler Beruf, eine Meinung zu schaffen und sie fast augenblicklich in vielen Tausenden von Exemplaren in jenen großen, sich immerwährend erneuernden Kreisen zu verbreiten, die man die „Oeffentlichkeit“ nennt. Ich bin ein Bewunderer des europäischen Zeitungswesens. Die Zeitung vertreibt uns angenehm die Zeit, auf Reisen ist sie uns ein lieber Begleiter, wir finden sie auf allen Bahnhöfen, wir freuen uns schon, wenn wir ihren Titel sehen, und sogar der Abschied wird uns leichter, wenn wir sie in die Hand nehmen. Ein größeres Lob, glaube ich, kann man ihr kaum spenden.

Der Einfluß der Zeitung auf den Geist ist nicht so groß, als manche fürchten mögen. Ja wenn man immer

dasselbe Blatt läse, dann allerdings wäre es, die Ueberzeugungstreue der Redaktion vorausgesetzt, möglich, daß es mit der Zeit einen tieferen Eindruck auf das Gemüth des Lesers ausübte. Allein das Publikum liest so viele Zeitungen mit so verschiedenartiger Tendenz, daß man schließlich jeder politischen Partei angehört, was namentlich bei Ministerwechseln außerordentlich bequem ist.

Doch wie dem auch sei; die Zeitungen entsprechen einem Bedürfniß. Bei der heutigen Organisation der Gesellschaft ist es unbedingt nothwendig, alle ihr zur Verfügung stehenden Gedankenvermittelungswege auszunutzen, um sie auf dem Laufenden zu erhalten. Die Zeitung erzählt gewöhnlich nur, was sich zugetragen hat, wenn sie gut informirt ist nur das. Zuweilen jedoch versteigt sie sich auch dazu, Dinge zu berichten, die nicht passirt sind; doch geschieht dies mit aller Reserve und am nächsten Tage werden sie widerrufen. Nebenbei bringt die Zeitung täglich ihre Leitartikel, welche von ihren Anhängern mit allem Nachdruck vertheidigt werden. Aber ich habe mir sagen lassen, es sei noch nie vorgekommen, daß Leute durch die Zeitung bekehrt worden wären — ausgenommen vielleicht in der Provinz.

Allerdings kann man von den Zeitungen nicht sagen, daß sie in der Wüste predigen, ihre Worte gelten vielmehr dem Publikum, das freilich in seinem Wesen große Aehnlichkeit mit der Wüste hat. Es ist eine wogende Welt, bald Ebene, bald Gebirge, in der nichts von Bestand ist; ihre Oasen sind Luftspiegelungen, und ihr Dasein scheint sich lediglich in dem Brausen des Sturmes kund zu geben, der ihre wogenden Sandwellen vor sich hertreibt.

Es ist in der That eine unfaßbare, launenhafte Welt.

Was ihr heute gefällt, erregt morgen ihr Mißfallen; sie ist nie zufrieden. Man beobachte sie nur, diese Wahnwitzigen, wie sie sich zu jeder Stunde des Tages auf die Zeitung stürzen. Sie lesen ihrer zehn, zwanzig — immer mit demselben unempfindlichen Gesichtsausdruck — immer hört man sie seufzen: nichts Neues! Sie warten bis zum Abend, nichts! bis zum andern Morgen, wieder nichts! Endlich passirt wirklich etwas Neues und alle Welt ist schon eher wie die Zeitung darüber unterrichtet.

Die ernsthaften Artikel scheint kein Mensch zu lesen. Obgleich stets mit großer Sorgfalt geschrieben, sind sie doch nur von Interesse für ihre Verfasser. Diese lesen sie natürlich zwanzigmal hintereinander, sie lesen sie auch unermüdlich ihren guten Freunden vor, die so unglücklich sind, ihnen grade in den Weg zu laufen. Um diesen Enthusiasmus zu begreifen, muß man erst selbst „gedruckt" gewesen sein, man muß seine Artikel in den Händen eines Lesers aus diesem großen Publikum gesehen haben, und dem Gedankengang desselben voll Spannung gefolgt sein, . . . o, man möchte ihn umarmen, diesen unbekannten Freund, und ihm den Namen des Verfassers entgegenrufen. Wer dieses Gefühl nicht kennen gelernt hat, wird sich auch keine Vorstellung von der Rolle machen können, welche die Zeitungen im öffentlichen Leben spielen. Sie sind eine äußerst nützliche, eine kostbare Einrichtung für alle, — welche für sie schreiben.

Das sind meine Ansichten, und ich hoffe, daß sie zu dem Verständniß des Folgenden etwas beitragen werden.

In China würde man vergeblich eine Zeitung suchen, welche mit der europäischen, d. h. mit der unter dem Schutze der absoluten Preßfreiheit hergestellten Zeitung

irgend welche Aehnlichkeit hätte. Diese Freiheit giebt es nicht im Reiche der Mitte, und, um nicht den Schein zu erwecken, als ob ich dieselbe herbeisehnte, beeile ich mich hinzuzufügen, daß sogar im Abendlande große Reiche existiren, wo sie nicht uneingeschränkt vorhanden ist. Allein wenn wir auch weder Preßfreiheit, noch das Zeitungswesen überhaupt besitzen, so haben wir deswegen doch eine öffentliche Meinung und man wird in der Folge sehen, daß sie nicht blos ein leeres Wort ist.

Die chinesische Zeitung hat, wie alles, was mit unsern Bräuchen in Verbindung steht, ihre Geschichte und ihre Vergangenheit. Im zwölften Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, so lesen wir in unsern Büchern, pflegte das Volk Lieder zu singen, welche den Sitten jeder Provinz angepaßt waren. Der Kaiser Hung-Hoang von der Dynastie der Tscheu befahl, alle diese Gesänge zu sammeln, um so ein anschauliches Bild von den Sitten seines Volkes zu gewinnen.

Die Gesänge gingen später in der großen Feuersbrunst, in welcher viele Denkmäler unserer Geschichte verbrannten, mit verloren. Aber Confucius sammelte etwa dreihundert von ihnen und bildete daraus das „Buch der Lieder“.

Diese Sammlung betrachten wir als dem Ursprung der Zeitung in China.

Obgleich ähnliche Veröffentlichungen schon seit längerer Zeit nicht mehr erschienen sind, und die Sitte der volksthümlichen Lieder sich nicht erhalten hat, ist es gleichwohl Thatsache, daß die Herrscher China's stets über den Stand der öffentlichen Meinung bezüglich ihrer Regierungsakte unterrichtet waren. Es existirt schon seit vielen Jahrhunderten ein ständiger Rath. Derselbe ist aus Beamten

zusammengesetzt, welche den Titel Censoren führen und die die Aufgabe haben, dem Kaiser die Berichte über den Stand der öffentlichen Meinung in den verschiedenen Provinzen des Reiches zu unterbreiten.

Diese Berichte bildeten eine Art Journal, welches von dem Kaiser und den hohen Würdenträgern gelesen wurde. Mit der Zeit erhielten dieselben eine größere Verbreitung und heutigen Tages bilden sie das Journal, welches den Namen: „Pekinger Zeitung“ führt, und das im eigentlichen Sinne das offizielle Organ des Reiches ist.

Die Preßfreiheit existirt in China nicht, weil sie mit unsern Anschauungen über den Charakter der Wahrheit in der Geschichte im Widerspruch stehen würde.

Wir kennen keine veröffentlichte zeitgenössische Geschichte. Unsere Geschichte publizirt lediglich die Annalen der jeweiligen Dynastien und so lange ein und dasselbe Herrscherhaus den Thron inne hat, ist es nicht gestattet, seine Geschichte zu veröffentlichen.

Diese Geschichte wird nach Maßgabe ihrer Entwickelung von einer gelehrten Körperschaft niedergeschrieben, die dabei mit ganz derselben Sorgfalt und weisen Langsamkeit vorgeht, wie die Unsterblichen der französischen Akademie bei der Herstellung ihres Dictionäres.

Man wird hiernach leicht begreifen, daß diese Dokumente nothwendiger Weise geheim gehalten werden müssen, wenn sie ein getreues Abbild der Wahrheit bieten sollen, und man wird das um so eher zugeben, als ja die berühmten Staatsmänner Europa's bei der Veröffentlichung ihrer Memoiren ganz dasselbe Prinzip befolgen. Oft erblicken diese Memoiren das Licht der Welt erst eine ganz bestimmte Zeit nach ihrem Tode; sie dienen erst als Doku-

mente für die Geschichte, wenn die Zeit gekommen ist, in der man dieselbe wie Tacitus, ohne Haß und Leidenschaft schreiben kann.

Indessen darf man auch nicht glauben, daß dieses Schweigen der Geschichte unverbrüchlich sei. Unter gewissen Umständen kommt es auch vor, daß rücksichtslose Censoren durchaus keinen Anstand nehmen, sehr hoch gestellte Beamte wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten in ihrem Verwaltungsfache anzuklagen, eine gerichtliche Untersuchung zu veranlassen und den schuldig Befundenen entsprechende Strafen aufzuerlegen. Sogar der Kaiser selbst ist nicht über die Strenge ihres Tadels erhaben.

Der Rath der Censoren ist insofern eine wahrhaft einzig dastehende Institution, als er das eigentliche Ideal des Journalismus in Europa darstellt. Er ist aus den namhaftesten Gelehrten aller Provinzen zusammengesetzt; durch die Gunst des Kaisers ist es ihm gestattet, alles zu sagen, sogar die Gerüchte, und niemals können die einzelnen Censoren wegen der Unzulänglichkeit ihrer Informationen zur Verantwortung gezogen werden.

Das amtliche Blatt wird gewöhnlich nur in offiziellen Kreisen gelesen. Das Volk hat keine Ahnung von dem, was in der Politik vorgeht; nicht etwa weil keine Versuche in dieser Hinsicht gemacht wären; die letzteren haben nur keinen Erfolg gehabt. Seit unsere Häfen dem internationalen Handel geöffnet sind, haben Fremde chinesische Zeitungen gegründet, welche von Chinesen nach europäischem Muster redigirt werden.

Das Beispiel wirkt ansteckend, das gute sowohl wie das böse, und so fanden sich auch Chinesen, welche es versuchten, in den Provinzen Zeitungen zu gründen. Diese

Unternehmungen scheiterten an der Bestrafung der Preßvergehen, diesem Stein des Anstoßes für den Journalismus. Die Regierungen bedienen sich dieser Ahndungen ziemlich häufig, wenn die Schreibfreiheit das von den bestehenden Gesetzen erlaubte Maß überschreitet.

Der Lokaljournalismus ist also eines gewaltsamen Todes gestorben, und es fällt Niemandem ein, ihn wieder aufzuerwecken.

Nur die Fremden fahren fort, das Zeitungswesen auszubeuten. Sie werden als Neutrale behandelt. Die verbreitetsten dieser Zeitungen sind: das „Journal de Shanghai" und das „Journal de Hongkong". Es giebt auch in englischer Sprache erscheinende Zeitungen; aber diese werden nur von Ausländern gelesen.

Schließlich giebt es auch noch eine Art von Zeitungen, welche von Chinesen selbst geschrieben werden und die man mit dem Namen „Privatzeitung" belegen könnte. In denselben veröffentlichen die Schreiber ihre Reiseeindrücke, die verschiedenen wichtigen Ereignisse, denen sie beiwohnten: kurz, alles, was der Erinnerung werth ist. Sobald aber diese Veröffentlichungen politische Fragen erörtern, dürfen sie nicht herausgegeben werden, so lange die zur betreffenden Zeit herrschende Dynastie sich noch im Besitz des Thrones befindet. Es ist dies ein Gesetz, welches übertrieben erscheinen könnte, aber es ist ein mächtiges Gesetz, wenn man eine absolute historische Wahrheit anstrebt.

Die Presse ist eine Art Statistik der öffentlichen Meinung des Tages. Hierbei rechne ich den Tag als Einheit. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Zeitungen von großem praktischen Nutzen, wenn die Meinungen zahlreich sind. In China, wo es keine Presse giebt, ist es

daher nicht sehr leicht, die Meinungen kennen zu lernen. Gleichwohl haben auch wir im politischen Leben unsere Conservativen und Demokraten. Wir haben zunächst die Anhänger der alten Ueberlieferungen des Reiches, welche um keinen Preis dem Geiste der neueren Zeit Concessionen machen wollen. Ihre Anschauungen stimmen mit denen der Reaktionäre aller Länder überein. Die Tendenzen der Demokratie, welche bei uns ebenfalls sehr zahlreiche Anhänger zählt, sind jedoch von denen des Abendlandes durchaus verschieden. In Europa läßt das demokratische Prinzip eine sehr mannigfache Auslegung zu, auf die näher einzugehen jedoch nicht meine Sache ist. Soviel aber kann ich versichern, keine derselben würde nach dem Geschmack unserer Demokraten sein. Diese wollen einfach dem Interesse des Volkes dienen und zwar in einer Weise, daß das Volk einigen Nutzen davon habe. Ich glaube, es dürfte gut sein, diese Unterscheidung nicht aus dem Auge zu verlieren.

Bei unsern Demokraten gilt das Prinzip, daß das, was der Allgemeinheit nützt, auch gut ist; aus diesem Grunde stellen sie vielen Reformen keinen Widerstand entgegen, und setzen sich über Rücksichten hinweg, welche anderen unverletzlich erscheinen.

Des „Volkes Stimme" heißt auch in China „Gottes Stimme". Dieses Wort ist die Devise, welche auf dem seiner Krone beraubten Wappenschilde eines jeden Volkes prangt, als ob es der Nachlaß einer alten, aus Gott selbst hervorgegangenen Dynastie wäre. Auch unsere 400 Millionen Einwohner haben den tiefen Sinn dieses Wortes sehr wohl erkannt und ihre Stimme dringt, wenn die Umstände es erheischen, bis tief hinein in den hohen Rath der Regierung.

Das Volk wird thatsächlich durch die Gelehrten vertreten, welche sich aus den Provinzen nach der Hauptstadt begeben. Dieselben führen allerdings keinen offiziellen Titel, aber sie haben das Recht, Anträge zu stellen, in welchen sie die nothwendigen Forderungen begründen. Diese Anträge werden im Namen des Volkes gestellt.

Die Mission dieser Gelehrten ist gewissermaßen eine Art Mandat ohne vorhergegangene Wahl; es wird ihnen in Folge ihrer geistigen Bildung die Ehre zu Theil, die natürlichen Anwälte des Volkes zu sein und die „Stimme Gottes“ zum Ausdruck zu bringen. Wahrlich eine großartige Huldigung, die der Arbeit und Beharrlichkeit gezollt wird, und welche die höchste Achtung vor den Ueberlieferungen einflößt, die diesen Gebrauch immerwährend aufrecht erhalten.

Sollte wirklich in unserm politischen Leben jemals ein Wechsel eintreten, und China eine Art der Volksvertretung adoptiren, wie sie heute bei den Völkern des Abendlandes besteht, es würde sich stets dieser Ueberlieferung erinnern und das Stimmrecht, sowie das Mandat eines Volksvertreters nur denen bewilligen, welche sich durch Studium und Rechtschaffenheit ausgezeichnet haben.

Die von den Gelehrten im Namen der Provinzen gestellten Anträge werden mit Sorgfalt geprüft und, wenn die Gesetze solches zulassen und die Forderung gerecht ist, von der Regierung angenommen.

Es kommt jedoch oft vor, daß, um den in den Anträgen enthaltenen Wünschen zu entsprechen, ein neues Gesetz geschaffen werden müßte. Das Gesetz aber ist bei uns unwandelbar. Es werden daher für diese besonderen Fälle Ausnahmen geschaffen, welche ihrerseits wieder als Präcedenzfälle dienen können.

Das sind unsere Begriffe von einer nationalen Vertretung. Die Methode ist einfach und setzt uns niemals Ungelegenheiten aus. Die gewaltsamen Aufregungen, welche die Staaten mit parlamentarischer Regierung so oft erschöpfen, sind uns unbekannt. Unser Reich ist wie eine große Familie. Unser souveränes Oberhaupt leitet alle unsere Interessen und bildet die Stütze für unsere Rechte mit derjenigen Autorität, welche die Geschichte vieler Jahrhunderte ihm verlieh, und welche die Achtung vor den Ueberlieferungen geheiligt hat. Wenn der Tag erscheint, an welchem unser Reich durch alle Stimmen des Volkes die Augen seiner Regenten auf die Notwendigkeit eines Wechsels in den fundamentalen Staatseinrichtungen lenkt, so wird sich dieser Wechsel ohne heftige Erschütterungen vollziehen, weil er nicht durch die Leidenschaft, sondern lediglich von dem Wunsche diktirt wird, den Frieden in allen Provinzen aufrecht zu erhalten.

Allein noch nicht der blasseste Schein hat das Herannahen dieses neuen Tages verkündet, und wenn der in unsere Häfen eingeführte Journalismus einen Augenblick an die Bedeutung des Einflusses, welchen er auf die Geister auszuüben vermeinte, geglaubt hat, so hat die Erfahrung ihn gelehrt, daß es eben ein Traum war.

Um uns von der Vorzüglichkeit einer neuen Erfindung zu überzeugen, genügt es nicht, daß eine Zeitung uns die Wohlthaten derselben auseinandersetzt.

In einem Lande, wo man den Respekt vor dem gedruckten Wort nicht kennt, müssen nothwendiger Weise die Versuche selbst die Wirklichkeit des Fortschrittes darthun, den man einführen will; man kann nicht gerecht urtheilen, ohne zugleich auch die Erfolge in Erwägung zu ziehen.

Darin besteht in den Augen Europa's unser einziges Verbrechen.

Der Gegenstand, den ich hier berührt habe, ist äußerst schwer zu behandeln; denn ich will einerseits meine Meinung sagen und möchte andererseits auch nicht, daß es scheinen könnte, als ob ich dasjenige gering schätze, was sogar die Bewunderung der Europäer selbst hervorruft. Doch der Aufrichtige ist schon im Voraus entschuldbar.

Der Grundcharakter der abendländischen Civilisation zeigt sich darin, daß sie in gewaltsamer Weise um sich greift. Ich brauche das wohl nicht erst besonders darzuthun.

Die barbarischen Horden früherer Zeiten drangen ebenfalls mit Gewalt vor, nicht um die Segnungen eines neuen Geistes zu bringen, sondern um die blühenden Staaten auszuplündern und zu ruiniren. Die Civilisatoren gehen denselben Weg, nur behaupten sie, das Glück auf der Erde herstellen zu wollen.

Der Ausgangspunkt des Fortschrittes ist also die Gewalt.

Ich gestattete mir, zu denken, daß diese Methode nicht vollkommen ist, und daß sie namentlich in China ebenso viele Feinde finden wird, als es dort klare Köpfe giebt. In China, wie überall, wo menschliche Wesen leben, sind die Augen bei dem Kampf um das Dasein auf das Glück gerichtet, und der einzige annehmbare Fortschritt ist derjenige, welcher den Frieden sichert und den Pauperismus bekämpft. Der Krieg und der Pauperismus, das sind die beiden Zuchtruthen der Menschheit, und wenn wir überzeugt sein werden, daß der neue Geist mit seinen sinnreichen Erfindungen, auf den die abendländische Welt so stolz ist, das Geheimniß besitzt, die Völker friedlicher zu

machen, und ihr Wohlbefinden zu erhöhen, ja dann wird China voll Enthusiasmus in den universellen Bund eintreten! Diejenigen, welche uns kennen, haben daran niemals gezweifelt.

Aber ist uns diese Ueberzeugung beigebracht?

Welche Artikel waren es denn, die in die Häfen eingeführt wurden, welche durch einen berüchtigten Vertrag zu internationalen gemacht wurden? Feuerwaffen waren es! Wir hofften auf Maschinen des Friedens, und man verkaufte uns Kriegsmaschinen. Anstatt zu den modernen civilisatorischen Einrichtungen gelangten wir zunächst zum Militarismus.

Und dabei findet man, daß wir mißtrauisch sind!

Wohlan, sollte ich auch das Mißfallen aller erregen, welche anders denken als ich: wir hassen von ganzer Seele alles, was in irgend einer Weise den Frieden bedroht und die Kampflust in der ohnehin unvollkommenen Seele des Menschen erregt. Wozu brauchen wir die von so mancher Mutter verwünschten Kriege, und welchem Ideale könnte uns die Hoffnung näher bringen, unsere 400 Millionen Einwohner eines Tages mit Flinten bewaffnet zu sehen? Ist dieser Gedanke etwa ein Gedanke des Fortschrittes? Den nationalen Reichthum von seinen natürlichen Bahnen, die ihm der gesunde Menschenverstand vorgezeichnet hat, ablenken, um ihn nachher dazu beitragen zu lassen, alle jene Leiden hervorzubringen, welche sowohl aus dem Gebrauch, wie dem Mißbrauch der Gewalt entstehen, heißt nach meiner Ansicht sich erniedrigen und in Verfall gerathen. Wir werden in dem Militarismus niemals ein civilisatorisches Moment sehen. Im Gegentheil, wir sind überzeugt, daß er die Rückkehr zur Barbarei bedeutet.

Doch die Feuerwaffen sind nicht die einzigen Einfuhrgegenstände, welche man uns geboten hat. Freilich sind sie so ziemlich die einzigen, deren Nützlichkeit man uns in handgreiflicher Weise und — vollkommen klar gemacht hat. Allein man hat auch noch andere Versuche gemacht, die keinen Erfolg gehabt haben, und um derentwillen man immer glaubte, wir stellten ihnen, den Gesetzen der gesunden Vernunft zum Trotz, ein Vorurtheil entgegen.

Wie ich bereits gesagt habe, wird in China alles einer Prüfung unterworfen, und diese Prüfung erstreckt sich nicht nur auf die Verdienste des vorgeschlagenen Systems, sondern auch auf die Vortheile, welche es mit sich bringt. Als Beispiel greife ich die Eisenbahnen heraus. Sie haben keinen Anklang gefunden, obgleich sie eine wunderbare Reisegelegenheit bieten. Aber so wunderbar dieselbe auch ist, wurde sie für nützlich erachtet? Bisher nein! Folglich wurde sie auch nicht eingeführt. Außerdem würde die Ausführung eines solchen Projektes große Umwälzungen in den Sitten und Gebräuchen hervorrufen. Die Ueberlieferungen unserer Familien gehen uns über alles, und unter ihnen giebt es keine, die uns theurer wäre, als die Verehrung unserer Väter und die Heilighaltung ihrer Gräber. Die Lokomotive aber wirft alles über den Haufen; sie hat weder Herz noch Gemüth, sie muß wie der Sturm dahinrasen.

Unser Volk hat sich also gesträubt, die Herrschaft des Dampfrosses znr Geltung kommen zu lassen, und man kann ihm dies in der That nicht so sehr verdenken, wenn man sich erinnert, daß sogar die französische Akademie sich weigerte, den Plan Fulton's bezüglich der Bewegung der Schiffe durch Dampf gutzuheißen. Wir verdienen gewiß

ebensoviel Nachsicht, als die Gelehrten der Akademie, und selbst wenn wir die Luftballons in Stücke reißen würden, aus Unkenntniß der aufsteigenden Kraft, wenn wir uns weigerten, das Gaslicht anzuwenden, wir würden dabei noch ein wenig verwandt sein mit den Abendländern. Aus diesen Gründen sage ich, daß man nur den Geist überzeugt und daß es besser ist, eine Wahrheit durch augenscheinliche Thatsachen zu beweisen, als sie gewaltsam einzuführen, indem man die Sitten und Ueberlieferungen eines Volkes mit Füßen tritt.

Der Mensch nimmt niemals das an, was ihm aufgedrängt wird; um diese Erfahrung zu machen, braucht man gar nicht erst nach China zu gehen. In Frankreich, so erzählt man sich, wollte das Volk keine Kartoffeln essen, weil sie ihm aufgedrängt wurden: man hatte die Einführung derselben zur Pflicht gemacht. Das Volk aber wies sie zurück, es wollte sie nicht einmal probiren. Es bedurfte des Beispieles des Hofes, ja wenn man der Geschichte glauben darf, so mußte es sogar erst ausdrücklich verboten werden, Kartoffeln zu genießen; dann aß sie alle Welt.

Die wahre Civilisation stützt sich bei ihrem Vorgehen auf die Kenntniß des menschlichen Herzens, das unter allen Breiten dasselbe bleibt. Wie viele Erdäpfel würden wir essen, wenn man es auf eine vernünftige Weise angefangen hätte! Aber man hat uns nur Zankäpfel gebracht.

Man frage den Chinesen, wie er die Engländer nennt; er wird antworten: es sind Opiumhändler. Ebenso wird er von den Franzosen sagen, sie sind Missionäre. Er kennt die beiden Völker nur unter diesem Gesichtspunkt, und es ist leicht erklärlich, daß er in seinem Gedächtniß

eine unauslöschliche Erinnerung an diese Fremden bewahrt, weil die einen auf Kosten seiner Börse seine Gesundheit ruiniren und die andern ihn mit seinen Ideen in Widerspruch bringen. Ich constatire hier lediglich eine Thatsache, denn es könnte ja möglich sein, daß das Opium und neue Religionen unwiderstehliche Fortschritte wären. Der unparteiische Leser mag selbst entscheiden.

Alle Fremden, welche in China landen, haben nur einen einzigen Zweck, die Speculation, im Auge und was das Sonderbarste bei der Sache ist, alle diese speculativen Fremden verachten uns, weil wir mißtrauisch sind. Ist diese Bemerkung nicht Goldes werth? Mißtrauisch! Wahrhaftig, wir haben wohl gar keine Ursache! „Unser Herr ist unser Feind," sagt der Fabeldichter; derjenige, welcher es unter dem Vorwande der Civilisation auf unsere Börse abgesehen hat, ist es ebenfalls. Mißtrauisch! wir können es nie genug sein!

Wir sind gezwungen, alle Völker und alle Individuen im Geiste zusammenzuthun und mit dem Namen Fremde zu bezeichnen; aber ich lege besonderen Werth darauf, hier zu versichern, daß wir die Guten von den Schlechten zu unterscheiden wissen. Es giebt Fremde, die ihre Nationalität ehren, durch die Rücksichten, welche sie unsern heimischen Institutionen erweisen. Ich erwähne hier zunächst nur die Diplomaten, welche uns durch ihr vornehmes Auftreten bezaubern, und die sich oft der schwierigsten Aufgaben mit einem weltmännischen Takt entledigen, welcher das beredteste Lob für ihre Civilisation bildet. Ich erwähne ferner die Gelehrten, die zu uns kommen, um unsere Sprache zu studiren und aus unsern Büchern jene Lehren zu schöpfen, welche die älteste menschliche Gesellschaft uns

hinterlassen hat. Diese Männer sind für uns keine Fremde, sondern sie sind unsere Freunde, mit denen wir stolz sind unsere Gedanken auszutauschen. Mit diesen würdigen Verkündern der Humanität, welche nichts gemein haben mit den Marktschreiern, die an unsern Küsten landen, verfolgen wir auch häufig die Ideen des Fortschritts und der Civilisation.

Am Schlusse dieser Revue unserer Ansichten über die verschiedensten Gegenstände kann ich nicht umhin, einige Worte über die Missionäre zu sagen, und den Stand der öffentlichen Meinung in Bezug auf sie klar zu legen. Ich hatte die Absicht, alles niederzuschreiben, was ich auf dem Herzen hatte, und zwar neben dem Guten, das man sagt auch das Böse, das man nicht sagt. Allein ich hätte parteiisch erscheinen können, und ich habe mir, als ich begann, diese Eindrücke zu schreiben, vorgenommen, nichts zu sagen, was die Vermuthung aufkommen lassen könnte, ich wüßte die Gedankenfreiheit nicht zu schätzen. Glücklicherweise fand ich in der Société des élèves de l'École libre des sciences politiques, der ich selbst als Schüler anzugehören die Ehre hatte, eine Arbeit des Herrn de la Vernède, und in ihr las ich das, was ich selbst nicht zu sagen wagte, aus Furcht, daß auf meine Stimme nicht genügend Gewicht gelegt werden möchte. Ich führe den Wortlaut dieser Stelle an:

„Vor drei Jahrhunderten enthielten die Schriften der Missionäre enthusiastische Schilderungen über China. Jeder Mensch in diesem wunderbaren Lande, so sagten sie, fühlt sich glücklich. Gott hat es mit Wohlthaten überhäuft; er hat ihm reiche Stoffe, ein köstlich duftendes Getränk und alle möglichen Erzeugnisse im Ueberfluß gegeben.

„Die mächtige und kluge Gesellschaft Jesu hatte den Vortheil, welchen man aus diesem Lande ziehen konnte, wohl begriffen und so sandte sie die ausgezeichnetsten Männer nach China, welche in der Folge bald einsahen, daß es zunächst darauf ankam, sich die Sympathien der Chinesen zu erwerben, sich ihren Ideen anzubequemen und sich des europäischen Charakters vollständig zu entäußern, ehe sie diesem großen Volke von Dogmen und Mysterien redeten, von denen es doch nicht das geringste verstanden hätte. Im Jahre 1579 sehen wir, wie berühmte Italiener China bereisen. Sie lehren Astronomie, Physik, Religion und schöne Künste.

„Von dem Kaiser mit großer Leutseligkeit aufgenommen und aus dem Staatsschatze besoldet, nehmen sie durch die unwiderstehliche Art ihres Wesens bald alle Klassen der Gesellschaft für sich ein. Sie brauchten nur zu sprechen, um auch Glauben zu finden. Das kam daher, daß sie nicht, wie es heute geschieht, die bewunderungswürdige Verehrung der Vorfahren verächtlich zu machen suchten, eine Verehrung, wie sie heute noch die Römer für ihre Alterthümer an den Tag legen. Sie achteten Confucius und hüteten sich wohl, an den alt hergebrachten Ueberzeugungen zu rütteln, auf denen das politische Gebäude des Reiches beruht.

„Als Krönung ihres klugen Werkes erläßt der große Kaiser Kang-Hi ein Edikt, welches ihnen erlaubt, Kirchen zu öffnen. Die Darlegung der Gründe ist äußerst interessant:

„Ich, der Vorsitzende des Kultusministeriums, überreiche mit aller Hochachtung Ew. Majestät diese Bitte, „um gehorsamst nach Ihren Befehlen zu handeln.

„Meine Beisitzer und ich haben über die Angelegenheit,

„welche Ew. Majestät uns mitgetheilt, Rath gepflogen, und „wir haben gefunden, daß diese Europäer, welche weite „Meere durchschifft haben, von den äußersten Enden der „Erde gekommen sind, angezogen von Ew. Majestät Weis-„heit und unvergleichlicher Tugend. Sie führen gegen-„wärtig die Aufsicht über die mathematischen Fächer und „haben den Lehrstuhl bei denselben inne. Sie haben dem „Staate große Dienste erwiesen.

„Die Europäer in den Provinzen sind niemals an-„geklagt worden, Unrecht gethan oder irgend welche Un-„ordnung angerichtet zu haben. Die Lehre, welche sie ver-„künden, ist weder schlecht, noch im Stande, Unruhe „anzustiften.

„Wir sind der Meinung, daß man ihnen die Er-„öffnung ihrer Kirchen gestatten und allen Menschen erlauben „muß, Gott nach ihrer Weise anzubeten. —"

„Allein die Dominikaner und Franziskaner, eifersüchtig auf die Macht der Jesuiten im fernen Morgenlande, zogen bald Tadel und Verfolgung aus dem Vatikan über sie herbei; sie zerstörten das von ihnen ausgeführte prächtige Gebäude und bewirkten im Jahre 1773 durch eine Bulle des Papstes Clemens XIV. ihre Ausweisung.

„Die Lazaristen, welche an ihre Stelle traten, führten eine neue Methode ein. Sie verletzten die moralischen Gewohnheiten der Nation, ihre Vorurtheile und ihre Glaubensgebräuche. Die Jesuiten wären ausgezeichnete Hülfsarbeiter für die Politik und den Handel Europa's gewesen; sie nahmen in ganz China eine hervorragende Stellung ein und bereiteten das große Volk nach und nach darauf vor, seine Reichthümer mit den Völkern des Abendlandes auszutauschen.

„Die Lazaristen verdarben alles.“

Dieses Citat ist eine sehr glaubwürdige Darstellung. Es kann mit Recht behauptet werden, daß die Missionäre überall da, wo ihr Eifer nur auf die Gemüther einzuwirken sucht, auf keinerlei Feindseligkeiten seitens der Regierung stoßen werden. Wenn die Erziehung der Seele durch Beobachtung der evangelischen Wahrheiten ihr Zweck ist, dann werden sie gut thun, diese Wahrheiten zunächst bei sich selbst zur Anwendung zu bringen, wenn sie sicher sein wollen, in unserem Lande Sympathien und kein Mißtrauen zu finden. Wenn sie unlautere Absichten unter dem Mantel der Religion zu verbergen suchen, so sind das Kunstgriffe, die sogar von den Chinesen verabscheut werden und niemand wird es unternehmen, Missionäre zu entschuldigen, die ein übergroßer Eifer in Auskunftsagenten verwandelt hat.

Ich glaube genug gesagt zu haben, um hoffen zu dürfen, einigen Aufschub in dem Urtheil derer zu erreichen, welche uns den Namen Barbaren an den Kopf werfen. Wir sind mißtrauisch, das ist alles! Aber wie sollten wir es nicht sein?

Warum sollte man in einem Jahrhundert, in dem alles Mögliche unternommen wird, nicht auch ein besseres System als das Protektorat finden, um eine Verständigung mit den fernen Gegenden herbeizuführen. Könnten nicht die beiderseitigen Regierungen versuchen, sich kennen zu lernen, und gemeinsam alle diejenigen Concessionen zu verabreden, welche zu gegenseitigem Verständniß geschaffene Gemüther sich einander machen können? Die Sache der Civilisation würde dabei alles das gewinnen, was sie jetzt mit jedem Kanonenschusse verliert. Aber man liebt nun einmal den Donner der Geschütze und den Pulverdampf, und der Lorbeer des Ruhmes blüht nur auf Ruinen.

Die vorgeschichtliche Zeit.

Die Völker des Abendlandes haben keine alte Geschichte, ja sie haben noch nicht einmal eine zuverlässige Bürgschaft für die Glaubwürdigkeit wichtiger Thatsachen, welche sich vor kaum fünfzehn Jahrhunderten zugetragen haben. Jenseits der christlichen Zeitrechnung giebt es nichts Bestimmtes mehr: das Chaos herrscht in der Geschichte und Finsterniß bedeckt die abendländische Welt.

Je weiter man sich vom Sonnenuntergang entfernt, um so geringer wird die Finsterniß. Mit jedem Schritt nach dem Orient, dem Lande der Sonne, wächst das Licht. Wir kommen nach Rom und den übrigen Völkern der Halbinsel, deren Geschichte schon fünf Jahrhunderte weiter hinaufreicht, dann folgen Hellas und die asiatischen Colonien, die in ihren Gedichten schon das zwölfte Jahrhundert berühren. Dringen wir noch weiter in Asien und den benachbarten Ländern vor, so entdecken wir die Civilisationen, welche in herrlichem Glanze an den Ufern des Euphrat und des Nils gestrahlt haben. Babylon und Ninive auf der einen Seite, Memphis und Theben auf der andern, sind noch in ihren Ruinen imposante Zeugen einer

strahlenden Civilisation, deren Spuren über das zwanzigste Jahrhundert hinausreichen.

Alle Völker, deren Gebiete sich bis an die Ufer des Mittelmeers ausdehnen, haben großartige Schicksale hinter sich und ihre Werke haben zur allgemeinen Civilisation beigetragen.

Allein die Wahrheit suchende, durch kein Vorurtheil beschränkte Geschichte weist auch ihnen ihre Vorfahren nach und schreibt die Jahreszahl 4000 auf ihre Tafel. Sie verfolgt Spuren aller jener Staaten, welche die zerstreuten Stämme eines großen Volkes gewesen zu sein scheinen, und welche einer nach dem andern in den großen Völkerwanderungen verschwanden, wobei sie die Geheimnisse ihres Ursprunges mit in's Grab nahmen.

Wenn man die Ereignisse einfach mit dem Gemüth beurtheilen wollte, so könnte man glauben, daß ein geheimnißvoller Wille jeden einzelnen dieser Staaten zuerst hervorgerufen und dann wieder vernichtet habe, indem dieser Staat die Macht in die Hände eines bevorzugten Stammes übergehen ließ, dessen er sich nach Willkür bediente, und von dem er dann nachher überwältigt wurde. Eine solche Art der Erklärung geschichtlicher Ereignisse entbehrt nicht einer gewissen Originalität. Aber ein Blick auf die Karte dieser verschiedenen Staaten genügt, um sich darüber klar zu werden, daß ihre Zukunft geographisch unhaltbar war und daß sie früher oder später von dem großen Strom fortgerissen werden mußten, welche Kämpfe sie auch vor dieser entscheidenden Epoche sich untereinander geliefert haben mochten. Sie lagen auf dem Wege zwischen Morgen- und Abendland; sie mußten also nothgedrungen die Beute des einen oder des andern werden und es steht fest,

daß, wenn alle diese Staaten anstatt einander zu zerstören, mächtig genug gewesen wären, dem Eindringen fremder Völker zu widerstehen und selbst colonisatorisch vorzugehen, das Schicksal des Abendlandes sich anders gestaltet haben würde. Die Gründung Massilias im sechsten Jahrhundert ist ein Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht, aber sie ist nur eine vereinzelt stehende Thatsache.

Die Feststellung, auf welche es mir hier ankommt, ist die folgende: Wenn es zwischen den Ufern des Mittelmeeres und den Gebirgen Tibet's asiatische Völkerstämme gegeben hat, welche sich bereits im fernsten Alterthum einer hochentwickelten Civilisation erfreuten, warum sollten die Völker Chinas, dieses geheimnißvollen Landes, welches die klassischen Eroberer nicht erreichen konnten, dieser selben Civilisation nicht theilhaftig geworden sein? Dies ist für einen europäischen Gelehrten ein Fingerzeig, den man machen darf, ohne mit der Logik in Konflikt zu gerathen.

Es wäre in der That wunderbar, wenn die glühenden Sandflächen Persiens und Arabiens bevölkert gewesen sein sollten und die fruchtbaren Gegenden des vom Stillen Ocean umspülten Reiches der Mitte es nicht gewesen wären. Eine solche Annahme ist geradezu widersinnig, und wenn man sich erinnert, daß schon zu den Zeiten des Darius ehrgeizige Eroberer davon träumten, durch das Land der unbezwungenen Scythen zu jenen fernen Völkern, welche sie nur dem Namen nach kannten, vorzudringen, so wird man zweifellos überzeugt sein, daß China das historisch älteste Land der Erde und im Besitz der zuverlässigsten Ueberlieferungen bezüglich des Menschengeschlechtes ist.

China verdankt es lediglich seiner geographischen Lage, daß es von Eroberungen verschont blieb.

Im Osten hat es dieselben Grenzen wie den Ocean, d. h. ein ausgedehntes, unbewohntes Festland; im Norden die Gletscher des Polarmeeres; im Süden hohe Bergketten und nomadische Völkerstämme. Nur vom Westen aus ist es bedroht. Allein die Völker, welche auf dieser Seite seiner Grenzen wohnen, dienen ihm als Schild, und so hört China während des ganzen Alterthums das ferne Geräusch der Kämpfe und sieht alle diese sozialen Umwälzungen an sich vorüberziehen, ohne von denselben in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

Von dem Augenblicke an, wo das Schweigen sein Reich zwischen unsern hohen Mauern und dem Grabe Alexander's aufschlägt, wird unsere Abgeschlossenheit vollkommen. Dieser Zustand blieb während des ganzen Alterthums derselbe.

Man denke sich einen der ältesten Stämme des Menschengeschlechtes, der in einem Winkel der Erde von der übrigen Welt vollständig vergessen ist. Derselbe entwickelt sich auf natürlichem Wege, dem Begriff des Fortschrittes gemäß, d. h. mit der Ahnung des Guten. Er sucht seine Hülfsquellen in sich selbst und denkt nicht daran, die Grenzen, in denen er lebt, zu überschreiten, denn er glaubt eine von den übrigen verschiedene Welt zu bewohnen — man denke sich eine solche Nation und man hat ein Bild von dem chinesischen Volke, welches niemand richtig zu beurtheilen vermag, weil es einen in der Menschheit einzig dastehenden Typus darstellt.

Man kann nicht erkennen, ohne zu vergleichen und man kann nur solche Verhältnisse mit einander vergleichen, die irgend welche Berührungspunkte haben; andernfalls tappt man im Dunkeln. Hier liegt der Ursprung all

der Vorurtheile, welche über China und die Chinesen im Umlaufe sind.

Was mich besonders wundert, ist der Umstand, daß China sogar von den Gelehrten gering geschätzt wird, und daß unsere geschichtlichen Urkunden in ihren Augen weniger gelten, als die Hieroglyphen der Aegypter. Und doch würde es interessant sein zu constatiren, daß unsere philosophischen Grundsätze denen der großen Weisen Griechenlands vorhergingen, daß unsere Kunst blühte zu einer Zeit, da Athen noch seiner Gründung harrte und daß unsere Regierungsgrundsätze in Kraft waren, bevor die Herrscher Aegyptens ihre Gesetze diktirt hatten. Das sind Thatsachen, die wohl geeignet sein dürften, die Aufmerksamkeit zu erregen, und die mindestens ebenso viel Interesse verdienen, als das Studium der chaldäischen Inschriften.

Ich hatte mir vorgenommen, mich über das Alterthum zu unterrichten, und die Meinung der Gelehrten des Abendlandes über den Ursprung der Welt kennen zu lernen; ich studirte daher die betreffenden Quellen und erhielt auf meine Fragen nur sehr unbestimmte Antworten.

Vor ungefähr sechstausend Jahren wurde der erste Mensch erschaffen; sein Weib beeinträchtigte ernstlich sein Ansehen in den Augen des Schöpfers und ihre Nachkommen sind elende, der ganzen Rache des Himmels verfallene Wesen . . . Diese Nachkommen waren die Menschen. Das ist in einfachen Worten die Theorie des Abendlandes; sie setzt einen Schöpfer, Gott, und ein Geschöpf, den Menschen voraus.

Wie entstanden die Künste und Lebensgewohnheiten, wie bildeten sich die Elemente des sozialen Lebens, zu welcher Zeit organisirte sich die Gesellschaft? Ueber alle

diese Fragen schwebt nur eine Art Halbdunkel, und was die Grundwahrheiten betrifft, so werden sie sogar von gewissen Gelehrten in Abrede gestellt und als Hypothesen oder Dichtungen behandelt. Ob diese Einwürfe begründet sind oder nicht, ob die Wissenschaft oder die Leidenschaft sie diktirt hat, das zu erforschen ist nicht meine Sache; aber die Bibel hat für uns einen großen Vorzug: sie ist ein altes Buch und zwar ein morgenländisches. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt ist sie uns theuer und man wird im Verlaufe dieser Darstellung sehen, daß sie in mancher Hinsicht mit unserer heiligen Geschichte eine gewisse Aehnlichkeit hat.

Die Geschichte China's umfaßt zwei große Perioden: die offizielle Periode, welche vom Jahre 1980 vor Christo bis zu unserer Zeit reicht, und die vorhistorische Periode, welche jenseits des Jahres 1980 liegt.

Ich werde versuchen, eine kurze Darstellung dieser vorhistorischen Zeit zu geben. Dieselbe wird in unsern Büchern mit großer Sorgfalt behandelt, denn sie ist die Zeit der Entstehung unserer Civilisation und der Uebergang zu dem sozialen Leben.

Die Geschichte sagt nicht, wie der Mensch entstand, sondern sie stellt nur die Thatsache fest, daß es einen ersten Menschen gab. „Dieser Mensch schwebte zwischen Himmel und Erde und wußte, in welcher Entfernung er sich von beiden befand. Er erkannte das Prinzip der Causalität, das Vorhandensein der Elemente, — und die Keime der lebenden Wesen waren gebildet."

Die Einbildungskraft des Volkes stellt sich diesen ersten Menschen noch als mit großer Macht begabt vor;

in der einen Hand hält er die Sonne und in der andern den Mond.

Wie man aus dem oben angeführten Text, welcher die Natur des Menschen definirt, ersieht, geben unsere heiligen Bücher ihm einen erhabenen Begriff von seinem Ursprung, sie stellen das Prinzip der Individualität auf. Dieses zwischen Himmel und Erde gestellte Wesen, nämlich ein Geist in irdischer Hülle, weiß, daß es weder Gott noch Materie ist. Aber es fühlt sich begabt mit einem Scharfsinn, den das Causalitätsprinzip einflößt und umgeben von Elementen, welche seiner Erfindungsgabe zu Hilfe kommen werden.

Das ist das Bild des ersten Menschen. Zu welcher Zeit tritt er auf? Vor vielen Tausenden von Jahren: die Zahl ist unberechenbar. Die Geschichte dieses Menschen und seiner Nachkommen bildet die vorhistorische Periode, welche sich innerhalb der Grenzen unseres Reiches vollzog.

Man wird sich über die volksthümlichen Ueberlieferungen gewundert haben, welche dem ersten Menschen die Sonne und den Mond in die Hände geben. Sonne und Mond sind bei uns das Symbol des Männlichen und Weiblichen und aus ihrer Verbindung datirt das Zeitalter der leidenden und sich selbst überlassenen Menschheit. Diese Ueberlieferung kommt dem Text der Bibel ziemlich nahe und hat einige Berührungspunkte mit der Geschichte von dem Apfel im irdischen Paradiese. Wir versinnbildlichen dieselbe Katastrophe in dem plötzlichen Zusammentreffen der (männlichen) Sonne, und des (weiblichen) Mondes. Dies ist meiner Ansicht nach ebenfalls eine verschleierte Art, den Sündenfall begreiflich zu machen, nur ist sie etwas eingehender.

Auf diese Vorrede der Geschichte der Menschheit folgt unmittelbar die Erzählung ihrer ersten Civilisationsversuche; wenn man die ersten Schritte des Menschen auf der Erde und die ersten Errungenschaften über die Unwissenheit so bezeichnen darf.

Die Vorstellung von einer himmlischen Vorsehung, welche über die Menschen wacht und ihr Streben befruchtet, gelangt in unserer Geschichte mit großer Kraft und Wahrheit in dem Umstande zum Ausdruck, daß die Menschen von Kaisern regiert werden, welche mit Weisheit von oben begabt waren. Diese Kaiser waren die Begründer der chinesischen Civilisation und werden als Heilige verehrt. Die Geschichte enthält in Bezug auf sie keine bestimmte Daten, aber sie macht uns mit ihren Werken bekannt.

Der erste Kaiser hieß der Kaiser des Himmels. Er regelte die Ordnung der Zeit, indem er sie in zehn himmlische Stämme und zwölf irdische Zweige theilte; das Ganze bildete einen Cyclus. Dieser Kaiser lebte achtzehntausend Jahre. Der zweite Kaiser ist der Kaiser der Erde. Er lebte ebenfalls achtzehntausend Jahre, und ihm schreibt man die Eintheilung des Monats in dreißig Tage zu.

Der dritte Kaiser ist der Kaiser der Menschen. Unter seine Regierung fallen die ersten Anfänge des sozialen Lebens. Er theilt sein Gebiet in neun Abschnitte und bestellt über jeden einzelnen derselben ein Mitglied seiner Familie als Oberhaupt. Die Geschichte verherrlicht zum ersten Male die Schönheiten der Natur und die Milde des Klimas. Dieses Regiment hatte eine Dauer von fünfundvierzigtausendfünfhundert Jahren.

Während dieser drei Regierungsperioden, welche einen Zeitraum von insgesammt einundachtzigtausend Jahren um-

fassen, ist weder von Wohnung noch von Kleidung die Rede. Die Geschichte erzählt, daß die Menschen in Höhlen lebten, keine Furcht vor den wilden Thieren hatten und das Gefühl der Schamhaftigkeit nicht kannten.

In Folge welcher Ereignisse dieser Zustand der Dinge sich änderte, erzählt die Geschichte nicht. Allein man wolle auf die Namen der drei ersten Kaiser achten. Dieselben umfassen drei Begriffe: Himmel, Erde, Menschen, eine Abstufung, welche zu der Hypothese führt, daß ein allmählich fortschreitender Verfall der Menschheit stattgefunden habe.

Erst unter der Regierung des vierten Kaisers, des „Kaisers der Nester", beginnt der eigentliche Kampf um das Dasein.

Der Mensch sucht sich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen und baut sich Nester von Holz. Er bedient sich der Haut der Thiere, um sich zu bedecken, und der Text der Geschichte macht sogar schon einen Unterschied zwischen den beiden Ausdrücken: „Bedecken" und „Bekleiden".

Der Ackerbau ist noch unbekannt.

Der fünfte Kaiser ist der Kaiser des Feuers. Durch die Beobachtung der Naturereignisse gelangt er zur Entdeckung des Feuers und zeigt die Mittel, sich dasselbe zu verschaffen. Durch ihn lernen die Menschen das Leben am häuslichen Herd kennen. Man verdankt ihm auch ferner die Einführung des Tausches und die Erfindung der Knoten in den Schnüren, um die Erinnerung an gewisse wichtige Ereignisse fest zu halten. Das Leben im Zustande der Wildheit ist vollständig verschwunden.

Sein Nachfolger Fu-Hi lehrte die Menschen den Fischfang, die Jagd und die Zucht der Hausthiere. Er stellte

die acht Diagramme, d. h. die Grundprinzipien auf, in welchen der Grundbegriff aller Fortschritte der Civilisation enthalten ist und aus denen die Philosophie hervorging. Während dieser Regierungsperiode entwickelte sich auch das Eigenthum.

Dieser große Kaiser, von dem unsere Bücher annehmen, daß er von der Vorsehung ersehen war, das Glück der Menschen zu begründen, regelte die meisten Einrichtungen, welche heute als Grundlage unserer heimischen Sitten dienen. Er bestimmte die Dauer der vier Jahreszeiten und stellte den ersten Kalender auf. Seinem Systeme zufolge ist der erste Frühlingstag auch der erste Tag des Jahres, welcher im Vergleich zu den im Abendlande gebräuchlichen Kalendern ungefähr in die Mitte des Winters fällt. Die Ehe mit all ihren Ceremonien datirt ebenfalls seit seiner Regierung. Die Hochzeitsgeschenke bestanden damals in Thierhäuten. Er lehrte die Menschen sich zu orientieren, indem er die vier Himmelsgegenden feststellte, und schließlich erfand er auch die Musik vermittelst der Vibration der Saiten.

Der Nachfolger Fu-Hi's ist Tscheng-Nung oder der Kaiser des Ackerbaues. Er erforschte die Kräfte der Pflanzen und lehrte die Heilkunst. Er unternahm den Bau großer Kanäle, ließ Flüsse graben und hemmte das Meer in seinem Vordringen. Aus seiner Regierungszeit stammt das Zeichen des Drachens, welches sich heute noch in dem kaiserlichen Wappen befindet. Die Geschichte erwähnt die Erscheinung dieses phantastischen Pferdes als eines geheimnißvollen Ereignisses, als eine Art Wunder, wie sie ziemlich häufig in den meisten Erinnerungen des Alterthums vorkommen.

Der Nachfolger Tscheng-Nung's ist der „gelbe Kaiser", welcher das von seinen Vorgängern begonnene Werk fortsetzte, indem er eine Sternwarte errichtete, und Blasinstrumente, Kleidung, Möbel, den Bogen, das Fuhrwerk, Schiffe und Geld einführte. Er eröffnete ein medizinisches Werk, in welchem man zum ersten Male den Ausdruck „den Puls fühlen" liest. Der Werth der einzelnen Gegenstände wurde ebenfalls geregelt. So heißt es z. B.: „Die Perlen sind kostbarer als das Gold." Die Frau dieses Kaisers züchtete die ersten Seidenwürmer.

Unter dieser Regierung wurde die Verwaltung des Reiches organisirt.

Eine Vereinigung von acht benachbarten Häusern wurde ein „Brunnen" genannt. Drei „Brunnen" bildeten einen „Freund" und drei „Freunde" bildeten ein Dorf. Das Amt umfaßt fünf Dörfer: zehn Aemter bildeten einen Kreis, zehn Kreise einen Regierungsbezirk und zehn Regierungsbezirke eine Provinz.

Durch den „gelben Kaiser" wurden auch die ersten Kupferminen ausgebeutet.

Die Regierungszeit des Nachfolgers dieses Kaisers trägt ein bestimmtes Datum, nämlich das Jahr 2399 und bis zum Jahre 1980, mit welchem die offizielle Periode beginnt, werden alle Kaiser als Heilige betrachtet. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde die kaiserliche Macht nicht durch Erblichkeit übertragen. Jeder Kaiser wählte an der Neige seines Lebens denjenigen, welchen er für den würdigsten hielt, nach ihm den Thron zu besteigen und dankte dann zu seinen Gunsten ab.

Unter der Regierung des letzten heiligen Kaisers, d. h. gegen das Jahr 2000, erwähnt die Geschichte groß-

artiger Wasserwerke, welche während der Ueberschwemmung ausgeführt wurden, durch die großes Unglück über unser Land hereinbrach. Das ist das einzige Ereigniß dieser Art, welches mit der Sündfluth in Verbindung stehen könnte. Es käme darauf an, ob der Zeitpunkt übereinstimmt; eine Frage, mit der ich mich jedoch nicht befassen werde, und die im übrigen auch nur ein geringes Interesse darbietet, seitdem nachgewiesen ist, daß die Sündfluth nicht allgemein war.

Das ist in großen Zügen der Inhalt unserer mythischen Annalen. Sie besitzen nicht den verführerischen Zauber der Sagen der Mythologie; sie erzählen einfach die Anfänge der Weltgeschichte und weihen uns in die gemachten Fortschritte ein. Sie schildern das ursprüngliche Leben.

Wir legen einen großen Werth auf alles, was alt ist, und von den volksthümlichen Ueberlieferungen, welche der Zeit widerstanden haben, wird keine höher geachtet als die, in welcher die Lehre von der Civilisation uns als von der Gottheit inspirirt dargestellt wird. Wir verknüpfen unsere Einrichtungen gern mit einem über den Menschen erhabenen Prinzip, ebenso wie auch Moses den Text der Gesetze seinem Volke überbrachte, den er auf Gottes Geheiß geschrieben hatte. Die christliche Welt kann unsern Spiritualismus unmöglich so gar seltsam finden, weil er die Grundlage ihres Glaubens ist.

Sprüchwörter und Sentenzen.

Es giebt Wahrheiten, welche so bestimmt und so vollkommen richtig sind, daß sie in einer ihnen besonders eigenen Form ausgedrückt werden, um sie von dem zu unterscheiden, was man einen Gedanken zu nennen pflegt. Diese Wahrheiten werden von aller Welt anerkannt, sie sind sprüchwörtlich.

Die Sprüchwörter repräsentiren, wie man sagt, die Weisheit der Nationen. Sie haben so ziemlich allein das Privilegium, nicht bestritten zu werden. Ein Sprüchwort verändert sich nicht, es wechselt nicht, es ist ewig alt und ewig neu: sie sind alle unsterblich.

Ich war neugierig, die Sprüchwörter des Abendlandes kennen zu lernen und zu sehen, welche von ihnen Aehnlichkeit mit den unsrigen haben. Abgesehen davon, daß ich aus einem solchen Studium von vorn herein großen Vortheil ziehen konnte, denn die Sprüchwörter sind in einfacher, korrekter Sprache geschrieben, gelang es mir auf diese Weise auch am leichtesten, den Dingen auf den Grund zu kommen und die Sitten und Gebräuche kennen zu lernen. Ich war entzückt, zu finden, daß zwei so grundverschiedene

Länder in einer ansehnlichen Zahl von Schlagwörtern in wunderbarer Weise übereinstimmen, wenn es sich darum handelt, alle die Launen, Schrullen und Thorheiten jenes seltsamen Wesens zu schildern, welches man Mensch nennt. Ein Wesen so verschiedenartig, so vielseitig, und welches dennoch beweist, daß es fähig ist, beständig zu sein — in seinen Verkehrtheiten.

Der gesunde Menschenverstand ist es, welcher dem Sprüchwort erst seinen Stempel verleiht. Dasselbe erscheint nicht gesucht, es ist eine echte Wahrheit. Die französischen Sprüchwörter erschienen mir als gute, behäbige Spießbürger, nicht als elegante Lebemänner. Ihre Sprache ist bestimmt, korrekt, schmucklos und meist von einem familiär gutmüthigen Ton angehaucht: es sind großmütterliche Gedanken, in denen die heitere Laune vorzuwiegen pflegt.

In China dagegen legen wir den Sprüchwörtern bisweilen gestickte Kleider an, sie nähern sich dort oft den philosophischen Wahrheiten, welche den menschlichen Geist beunruhigen. Wir sind in dieser Beziehung Orientalen; der Orient führt stets eine bilderreiche Sprache und sucht das Gute da, wo er es findet, d. h. in der Natur, einem Buche, welches gewiß keines der schlechtesten ist.

Die Europäer haben wenig Beziehungen zu der Natur, und ihre Sprüchwörter bestätigen das.

Das Glück ist ein Gut, welches man sich auch im Abendlande wünscht; und Europäer und Chinesen drücken es auf dieselbe Weise aus. Sie sagen nämlich beide: „Glücklich wie ein Fisch im Wasser.“ Es giebt viele Aussprüche, denen zufolge das Glück von der Pflichterfüllung oder von der Mäßigkeit in den Wünschen abhängen soll.

Allein das sind Aussprüche, welche der Wind verweht. Der einzig wahre ist derjenige, welcher das glückliche Leben des Fisches constatirt: ihm fehlt nichts; das ist ein allgemein anerkannter Grundsatz.

„Einigkeit macht stark“ ist ein namentlich bei den Belgiern beliebtes Sprüchwort, und das Wort hat Recht: die Einigkeit ist eine sociale Vollkommenheit. Allein eben weil sie eine Vollkommenheit ist, ist es äußerst schwer, die exakte Wahrheit dieses Sprüchwortes aus Erfahrung kennen zu lernen. Es erscheint mir zu ehrgeizig. Wir sind in dem Ausdruck desselben Gedankens bescheidener und wie mir scheint auch klarer, indem wir sagen: „Ein einziger Bambus macht noch kein Floß.“ Hier haben wir eine in die Augen fallende Thatsache, deren Wahrheit sich unwiderstehlich aufdrängt, während die moralische Lehre nachfolgt.

Alle Sprüchwörter, welche die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen darstellen, sind sich so ziemlich gleich. Wir sagen: „Für die andern auf den Busch klopfen“, das ist gleichbedeutend mit den „Kastanien im Feuer“. Wir sagen auch: „Jedermann spricht am liebsten von seinem Geschäft“, es ist das eine sehr verzeihliche Verkehrtheit.

Auch wir haben unsere Herde des Panurgus; nicht als ob mir Panurgus bekannt wäre, aber seine Hämmel gleichen den unsern; es giebt eine ganze Menge Leute in China, die ebenfalls ihrem Leithammel nachlaufen.

„Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach“ ist ein Sprüchwort, dem man auf allen Gassen . . . d. h. den Gassen der ganzen Welt, begegnet. Der eine ist mehr oder weniger stark, das andere mehr oder weniger schwach;

bei der ganzen Frage handelt es sich nur um etwas mehr oder weniger.

Wir haben in China „Blinde, welche auf die Berge klettern, um die Schönheiten der Natur zu bewundern". Ich habe im Juvenal gelesen, daß es zu seiner Zeit Eunuchen gab, welche Maitressen hatten. Man sieht doch überall dieselben Thorheiten.

Wir kennen den Frosch, welcher den Storch verschlingen will: derselbe scheint ein naher Verwandter des La Fontaine'schen Frosches zu sein: die Sorte stirbt nie aus.

Darf ich noch einige Rathschläge anführen? unsere Sprüchwörter wimmeln davon. „Ein großes Vermögen ist nicht so viel werth, als ein kleines tägliches Einkommen." Ist das nicht dasselbe wie: „Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache?"

„Sprich nicht auf Straße, unter dem Pflaster sind Ohren."

Auch bei uns giebt es naive Leute, welche Schlingen drehen, um den Sturm zu fangen; sie würden gut zu denen passen, welche den Mond mit den Zähnen packen wollen.

Doch ich gehe zu wichtigeren Dingen über, bezüglich deren es vielleicht eher angebracht wäre, Vergleiche anzustellen; aber der Leser wird sie leichter machen können als ich und sich bei der Lektüre der hauptsächlichsten im Volksmunde lebenden Sprüchwörter überzeugen, daß alle diese Wahrheiten auf ein und dasselbe Prinzip zurückzuführen sind, gegen das sich die Geschichte der Menschheit vergeblich auflehnt, nämlich auf die Verbrüderung der Geister. Dem Abendlande wurde dieses Dogma durch das Evangelium verkündet; wir stellten es bereits dreitausend Jahre vor

der christlichen Zeitrechnung auf. Unsere alten Bücher enthalten schon den Glaubensartikel: „Alle Menschen sind Brüder.“

Die Gemeinsamkeit des Ursprungs läßt sich leicht erkennen, wenn man diese Sprüche studirt, welche gewissermaßen eine Diagnose der menschlichen Natur bilden. Indem wir alle diese Aussprüche als Wahrheiten gelten lassen, kommen wir zu dem Schlusse, daß der Mensch sich ewig gleich bleibt, was wir mit den Worten ausdrücken: „Die Dynastien wechseln, der Charakter bleibt“.

Einzelne unserer Sprüchwörter zeigen bisweilen räthselhafte Wendungen: Sie gleichen den Devisen, welche die Ritter in früheren Zeiten auf ihren Wappen und Schildern führten, und deren Sinn oft nicht allzu klar war — wahrscheinlich um sich in den Augen der Menge zu entschuldigen, daß sie sich meistens mit ihnen im Widerspruch befanden. Eine Devise sollte indessen klar sein, weil sie ein Gebot der Ehre ausdrückt. Ein Sprüchwort dagegen hat nicht den gleichen Zweck. Es geht von Mund zu Mund auf dem vielfach verschlungenen Wege der Ueberlieferung und kommt ohne den Namen seines Urhebers zu uns, ähnlich den alten Medaillen, deren Bildnisse zur Hälfte verwischt sind und die von den Gelehrten nur noch an gewissen charakteristischen Zeichen erkannt werden.

Die Sprüchwörter sind die Reliquien der Erinnerung. Nur so erklärt sich ihre gedrängte Kürze und ihr räthselhafter Sinn: „Hitze für alle, Kälte für sich“ ist ein altes chinesisches Sprüchwort, welches Aufmerksamkeit und Nachdenken erfordert. Es bringt eine alte, für alle, denen das Wohl der Menschen am Herzen liegt, ziemlich entmuthigende Erfahrung zum Ausdruck, — die aber gleichwohl zutreffend

ist. Wenn die Menschenfreunde Glück haben, so verbreiten sie ihre Wohlthaten in der Welt; scheiterten sie in ihren Bestrebungen, so haben sie allein die Folgen des Mißlingens zu tragen.

Sehr oft sind auch die Vergleiche der Natur entnommen: „Wenn das Wasser fällt, kommen die Fische nach oben“ heißt es, um auszudrücken, daß das verheimlichte Verbrechen endlich doch entdeckt wird.

„Je ein Grashalm, je ein Thautropfen“ sagen wir, um die unparteiische Freigebigkeit der Vorsehung auszudrücken. Wir haben sogar sprüchwörtliche Redensarten, welche jenen Ueberanstrengungen des Geistes gleichen, die vor nicht langer Zeit ganz Paris entzückten: ich meine die „Uebertreibungen“. Um die Habgier eines Geizigen zu schildern, sagen wir: „In's Meer fallen und nach dem Schaum greifen“. Ist das nicht eine „Uebertreibung?“ Ich beanspruche indessen nicht die Priorität der Erfindung für meine Landsleute; es kommt mir nur darauf an, zu zeigen, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt.

Sollte man es glauben, daß wir auch unsere Stichelеien auf die Schwiegermütter haben? Es giebt solche nämlich auch bei uns zu Hause und auch wir sind nicht gerade sehr rücksichtsvoll gegen sie. Wir sagen: „Der Frühlingshimmel sieht oft ebenso aus wie das Gesicht einer Schwiegermutter“. „Oft!“ welche köstliche Ironie liegt nicht in dem Worte und wie natürlich klingt es!

Wir dringen mit diesen Nadelstichen sogar noch tiefer in das geheimste Familienleben ein: „Eine häßliche Schwiegertochter kann den Verwandten ihres Mannes ihre Häßlichkeit nicht verbergen“. Diese Wahrheit wird gewiß mancher Schwiegermutter ein Lächeln abnöthigen, wenn

sich unter meinen Leserinnen solche finden: „Es giebt also doch ein Land, wo wir gerächt werden,“ mögen sie im Stillen sagen.

Ich trenne mich nur mit Bedauern von diesen Sprüchwörtern, in denen ich noch tausendmal nachweisen könnte, daß wir unsere Leute kennen. Allein wir können das nicht nur durch die Sprüchwörter darthun, wir haben auch unsere Sinnsprüche, obgleich die Welt wohl niemals etwas von einem chinesischen Pascal oder La Rochefoucauld gehört haben wird. Fern sei es jedoch von mir, das Verdienst dieser großen Denker zu schmälern; wir haben in China eine zu hohe Achtung vor allen denen, welche andern Leuten etwas zu denken aufgeben.

Ich habe einige dieser Sinnsprüche gesammelt, — nicht alle, denn dazu würde ich ganze Bände nöthig haben — sondern nur die, welche in der „Welt, in der man sich langweilt,“ wie man geistvollerweise die Schriftstellerwelt zu bezeichnen beliebt hat — bekannt sind. Ich führe sie an, wie sie mir grade einfallen. Es wird mehr als einer dabei sein, welcher den Beifall des Lesers finden wird.

Das Leben hat seine Bestimmung; das Schicksal hängt von der Vorsehung ab.

So groß das Meer auch ist, es begegnen sich doch bisweilen Schiffe auf demselben.

Es ist leicht, ein Vermögen zu erwerben, aber schwer, es zu erhalten.

Echtes Gold fürchtet das Feuer nicht.

Eine gute Biene setzt sich nicht auf eine verwelkte Blume.

Das Leben des Greises gleicht der Flamme einer Kerze im Luftzuge.

So hoch der Baum auch ist, seine Blätter fallen immer zur Erde.

Auch der vom Zufall gepflanzte Baum giebt oft Schatten.

Man muß selbst gelitten haben, um die Leiden anderer zu kennen.

Der Baum mit tiefgehender Wurzel fürchtet den Wind nicht.

Es ist eine Kleinigkeit, Soldaten auszuheben, aber es ist schwer, einen General zu finden.

Kleider müssen neu sein, Menschen alt.

Der Himmel schafft keinen Menschen, ohne ihm nicht auch die Mittel zu seiner Existenz zu sichern, wie die Erde keinen Grashalm wachsen läßt, ohne ihm eine Wurzel zu geben.

Die Hauptstadt hat viele Reize, aber der häusliche Herd hat den seinigen immer.

Die Treue schreckt nicht zurück vor dem Tode.

Der Mensch ist nicht immer gut, wie die Blume nicht immer schön ist.

Man muß nicht der Sklave seiner Kinder sein, sie werden später selbst ihr Glück finden.

Die wahre Menschenliebe zeigt sich darin, daß man den Armen Kohlen schickt, wenn sie frieren, und nicht, daß man den Glücklichen Geschenke macht.

Man erzieht ein Kind, um dem Alter zu Hülfe zu kommen, wie man eine Sparbüchse füllt für den Nothfall.

Bevor du das Herz ansiehst, höre dir erst die Worte an.

Die Thore des Gerichts sind weit geöffnet, aber wer nur Gründe hat und kein Geld, kommt nicht hinein.

Beim Tode sind die Hände leer.

Das Böse ist böse, wenn es mit dem Bewußtsein gethan wird, daß es bekannt werden kann.

Das Gute, welches man mit dem Gedanken thut, daß die Leute es erfahren werden, ist nicht das wahre Gute.

Wenn du nicht an Gott glaubst, sieh dir den Blitz an.

Nach gutem Wein ein ehrlich Wort.

Die Scham vergeht, die Schuld bleibt.

Wenn man es eilig hat, scheut das Pferd.

Durch die Thürspalte erscheint der Mensch kleiner.

Der Sattel erinnert uns an das Pferd.

Der Hammer trifft das Beil und das Beil das Holz.

Nahe Nachbarn sind besser als entfernte Verwandte.

Ein Bettler geht nicht über eine verfaulte Schwelle.

Sich selbst fragen ist besser als andere fragen.

Hinter einem süßlichen Munde steckt ein giftiges Herz.

Zehn Nachtlichte sind nicht so gut als eine Lampe.

Wenn man die Bitterkeiten des Lebens durchgekostet hat, wird man erst ein Mann.

Mit einem ruhigen Gewissen kann man auch im Dunkeln gehen.

Die Edelsteine sind nur hübsch, wenn sie eingefaßt sind, wie die Blume nur schön ist, wenn sie durch Blätter hervorgehoben wird.

Jemandes Gebrechen verbessern heißt den Aussatz heilen wollen.

Ein unkluger Mann fürchtet seine Frau, eine kluge Frau gehorcht ihrem Manne.

Für ein gutes Pferd bedarf es nur eines Hiebes, für einen verständigen Mann nur eines Wortes.

Der Mensch braucht seine Fehler nur mit derselben Strenge zu verbessern, wie er es bei andern thut, und diese

mit derselben Nachsicht zu entschuldigen, welche er für sich selbst hegt.

Nicht der Wein macht den Trunkenbold, sondern das Laster.

Wenn die Menschen glücklich sind, verbrennen sie keinen Weihrauch, aber wenn das Unglück kommt, stürzen sie Buddha zu Füßen.

Was der Vorgesetzte treibt, wird von den Untergebenen immer übertrieben.

Je mehr das Talent sich übt, desto mehr entwickelt es sich.

Der Irrthum eines Augenblicks wird oft der Kummer eines ganzen Lebens.

Die Qual des Neides ist wie ein Sandkorn im Auge.

Der weise Mann weiß sich in die Umstände zu schicken, wie das Wasser die Form seines Gefäßes annimmt. —

Diese Sinnsprüche haben keinen bekannten Urheber; sie haften im Gedächtniß und treten sehr oft in der Unterhaltung und in der Schrift auf. Es sind Gewohnheiten des Geistes.

Freilich giebt es auch andere, die einen Anflug von Realismus haben, den der feinere Geschmack nicht gut heißen würde und die ich daher mit Stillschweigen übergehe. Ich habe nur eine Auswahl unter denen getroffen, welche im Französischen gelesen werden können, da ich das Lateinische nicht hinreichend kenne, um sie übersetzen und . . . so meinen Bedenken Trotz bieten zu können.

Ich werde jedoch eines Tages vielleicht noch einmal darauf zurückkommen, — wenn ich Rabelais gelesen habe.

Die Erziehung.

Das Ziel, welches ich zu erreichen strebe, ist, den Leser über die Eigenthümlichkeiten der chinesischen Civilisation in ihrem ursprünglichen Zustande zu unterrichten und die Originalität derselben darzuthun.

Jedermann kennt jene, im Innern einer größeren Kugel befindlichen Elfenbeinbälle, welche unsere Bewunderung durch die Feinheit ihrer Ausführung erregen. Sie sind das Erzeugniß einer mit Geschicklichkeit gepaarten Geduld. Mittelst einer gebogenen Stahlnadel werden sie in sinnreicher Weise ausgeschnitten, und ihre Oberfläche wird dann später mit verschiedenen Zeichnungen verziert. Diese Schnitzarbeiten an einer Masse von der Härte des Elfenbeins geben den besten Begriff von unserm Wesen. Wir gehen systematisch langsam vorwärts, und bemühen uns, das, was wir thun, ganz zu thun, d. h. mit Geduld und Methode.

Die Erziehung ist von hochbedeutsamem Einfluß auf die Geschicke eines Staates; von ihrer Organisation hängt die Größe und das Gedeihen der Gesellschaft ab. Unsere Regierung begriff schon frühzeitig die Nothwendigkeit, den

Unterricht über das ganze Reich auszudehnen; schon in einem vor Beginn der christlichen Zeitrechnung erschienenen Werke wird das „alte Unterrichtssystem“ erwähnt, kraft dessen in allen Städten und Dörfern Gemeindeschulen errichtet werden mußten.

Nach dem Geiste unserer staatlichen Einrichtungen ist es das Ziel dieser auf das ganze Volk ausgedehnten Erziehung, die Wissenschaft unter den Massen zu verbreiten, um dann das wahre Talent von ihnen auszuscheiden und es dem Wohle des Staates dienstbar zu machen.

Wir suchen diese Tendenz keineswegs zu verheimlichen, denn wir erkennen nur diejenige Erziehung als solche an, welche sich in wirkliche Dienste zum Nutzen aller verwandelt.

Unsere Unterrichtssysteme sind in Folge dessen auch sehr verschieden von denen des Abendlandes, wo das Wort mehr gilt als die Sache. Bei dem obligatorischen Unterricht ist es nur auf den Effekt abgesehen. Das ist kein Erziehungssystem.

Mit der Verbreitung einer gewissen Dosis Unterricht glaubt man für das Glück des Volkes genug gethan zu haben; aber der Unterricht ohne System ist ein todter Buchstabe. Es ist ein Cursus ohne Tiefe, er befördert weder das Urtheilsvermögen noch entwickelt er die Natur.

Nach der chinesischen Methode liegt der Zwang in der Unterrichtsmethode selbst. Mit etwas anderem beschäftigt sich der Staat nicht.

Ehe er aus den Menschen Gelehrte macht, was immer erst ziemlich spät geschehen wird, sucht er sie vor allem zu guten Arbeitern zu erziehen. Denn mit der Lernfähigkeit

allein ist es nicht gethan, man muß es auch verstehen, zu lernen und die Gelegenheit dazu muß vorhanden sein.

Ich habe wahrgenommen, daß in Europa der Staat sich mehr damit beschäftigt, Programme aufzustellen, als Methoden zu lehren. Ich muß gestehen, daß dieses Vorgehen mir der Logik zu entbehren scheint, und daß der solchergestalt gebotene Unterricht häufig keine großen Früchte tragen wird, welches auch sonst das Wesen desselben sein mag.

Man beschäftigt sich in der That nur mit dem Geiste des Unterrichts; man ist zufrieden und glaubt seinen Zweck erfüllt zu haben, wenn die Lehrer aufhören, entweder ihre Beispiele aus der religiösen Moral zu nehmen, oder sie in einem Handbuche der positiven Philosophie zu suchen. Alles in allem beschäftigt man sich in den Unterrichtssystemen nur mit einer gewissen Summe von Details, welche für die öffentliche Meinung berechnet sind, und das System ist ausgezeichnet, wenn es recht viele volltönende Worte enthält, welche grade an der Mode sind.

Diese Unterschiede in der Werthschätzung eines Gegenstandes von solcher Wichtigkeit kennzeichnen auf das schlagendste den Zwischenraum, welcher die europäische Civilisation von der unsrigen trennt. Unsere Einrichtungen sind jedenfalls für die Dauer getroffen und auf den Widerstand berechnet, wenn man bedenkt, mit welcher vorsichtigen Weisheit sie in's Werk gesetzt wurden, da man erst beim Studium derselben die Mängel der andern wahrnimmt.

In der Erziehung haben wir zwei Arten von Reglements: die eine für die Kinder, die andere für die Studirenden.

Die Reglements, welche den Unterricht der Kinder er-

örtern, sind in einer der sechzehn Reden des Kaisers Yong-Tsching enthalten, welche das heilige Edikt genannt werden. Die Eltern und Lehrer finden darin alle Rathschläge, welche sie beachten sollen, um die unentwickelten Fähigkeiten des Kindes in die richtigen Bahnen zu leiten.

Und mit welchem Ernst hält der Kaiser die Eltern an, ihre Kinder bei Zeiten daran zu gewöhnen, die Dinge von der ernsten Seite in's Auge zu fassen, ihnen vielmehr Prinzipien als Umstände, mehr die Gesetze als die Thatsachen zu zeigen und ihren Geist vorzubereiten, sich die kostbare Gabe der Aufmerksamkeit anzueignen! Das ganze Streben der Erziehung in den ersten Lebensjahren soll darauf gerichtet sein, die Aufmerksamkeit zu wecken und die schlechten Angewohnheiten zu bekämpfen. Unter den letztern hebt der weise Kaiser besonders die hervor: „Mit dem Munde zu wiederholen, während das Herz (der Geist) an etwas anderes denkt.“ Er empfiehlt, die Kinder anzuhalten, sich nicht so leicht zufrieden zu geben, sondern zu fragen, damit der Durst nach Wissen in ihnen geweckt wird.

Alsdann lehrt der Kaiser die Eltern, wie sie diese Erziehung weiter zu leiten, wie sie von den Kindern Gehorsam zu erlangen haben und sie mit weiser Hand bis zu dem Alter führen sollen, wo die Studien anfangen, einen Zweck zu bekommen. —

Der erste Gedanke, welcher den Geist eines Studirenden beschäftigen soll, ist der, „einen Entschluß zu fassen“. Es gilt als ausgemacht, daß, wenn ein fester, bestimmter Entschluß gefaßt ist, das gewünschte Ziel auch erreicht wird.

Ich kenne kein wirksameres Prinzip als dasjenige, welches einzig und allein von dem mit Beharrlichkeit ge-

paarten Willen den Erfolg der Studien abhängig macht. Solche Prinzipien leiten nicht blos unsere Anstrengungen, sondern sie bilden auch den Charakter.

Die Rathschläge, welche wir befolgen sollen, haben auch einen höheren Werth in Bezug auf das Studium an sich, und ich empfehle sie der Aufmerksamkeit aller Studirenden, welche sicher zum Ziele zu gelangen wünschen:

Analysire jeden Tag die vollendete Arbeit.

Rekapitulire alle zehn oder zwanzig Tage, was du in ihnen gelernt hast.

Beginne das Studium um fünf Uhr morgens und schenke ihm dieselbe Aufmerksamkeit, welche ein General den Operationen seiner Armee schenken würde.

Unterbrich unter keinem Vorwande in einem Zeitraum von fünf oder zehn Tagen deine Studien.

Fürchte nicht, langsam zu sein, fürchte nur stehen zu bleiben.

Und noch zum Schluß einen letzten Rath:

Die Zeit schießt dahin wie ein Pfeil; in einem Augenblick ist ein Monat verflossen, ein zweiter folgt, und ehe man sich's versieht ist das Jahr herum. —

Ich glaube, es würde schwer sein, mich zu überzeugen, daß diese Methode nicht gut ist und daß es vorzuziehen wäre, die geistigen Fähigkeiten ihrer eigenen Initiative zu überlassen. Es giebt ja allerdings bevorzugte Geister, die keines Rathes bedürfen; aber sie sind eben Ausnahmen. Die Methoden sind für gewöhnliche Fähigkeiten berechnet und bei diesen muß man systematisch mit Geduld und Klarheit vorgehen.

Ich bin überzeugt, daß alle diejenigen, welche in ihren

Studien Erfolg haben, diesen Erfolg nicht dem Unterricht, sondern der befolgten Methode verdanken. Das ist der Grund, weshalb unsere Gesetzgeber es vorgezogen haben, Vorschriften aufzustellen, welche den Erfolg sichern.

Das ist aber noch nicht alles; sie haben nicht nur die besten Methoden gelehrt, sondern die Erziehung obligatorisch gemacht, lediglich mit Rücksicht darauf, daß die Eltern für ihre Kinder verantwortlich sind und vom Staate belohnt und bestraft werden, je nach dem Verhalten, welches sie ihnen gegenüber beobachten. Man begreift ohne Mühe, welchen Einfluß ein solches System auf die Erziehung auszuüben vermag.

Unsere Sprache enthält zahllose sprüchwörtliche Redensarten, welche auf die Vorzüglichkeit der Erziehung anspielen: „Biege den Maulbeerbaum, so lange er noch jung ist.“ „Wenn die Erziehung nicht unter den Familien verbreitet wird, wie will man Männer erziehen, die fähig sind zu regieren?“ Ich konstatire daher auch mit einem Gefühl gerechten Stolzes die ungeheure Anzahl Menschen in unserm weiten Reiche, welche lesen und schreiben können. Fast alle Einwohner China's haben Unterricht genossen.

Und doch leben sie in Frieden. Dies ist einer unserer höchsten Ruhmestitel. Ebenso wie wir das Pulver nicht gebraucht haben, um die Welt in die Luft zu sprengen, haben wir auch die Buchdruckerkunst nicht mißbraucht, um die Geister zu korrumpiren und die unnützen Leidenschaften zu erregen. Eine Erziehung in diesem Sinn würden wir nicht begreifen. Die klassischen, d. h. die obligatorischen Bücher, deren Studium und Kenntniß zu Ehre und Vermögen führen, sprechen nur von der Leitung des Geistes, von den

Pflichten jedes Einzelnen unter uns in unsern verschiedenen Verhältnissen, mit einem Wort, die Erziehung lehrt uns zunächst, vernünftig zu leben, den rechten Weg zu wandeln, uns an das zu erinnern, was wir sind, und was wir werden, wenn wir uns durch die Achtung aufrecht erhalten.

Um alle meine Gedanken zum Ausdruck zu bringen, sage ich daher: unsere Kinder sind das, was diese selben Kinder in der christlichen Welt sein würden, wenn die Erziehung darin bestände, unter Leitung verantwortlicher Eltern das Evangelium, die heiligen Bücher, die Geschichte, die Werke der großen (alten) Schriftsteller und der Poesie zu studiren.

Das ist ein Vergleich, welcher beweist, da unsere Gesellschaft glücklich ist, daß in der Erziehung alles von dem Vorbilde abhängig ist. In der Erziehung ist das Beispiel das Vorbild, und ist ein Vorbild nicht etwas Vollkommenes?

Es bedarf also nothwendigerweise einer unwandelbaren, absoluten Logik, sonst hat das System keinen Schwerpunkt mehr und man ist den Gefahren der Unstetigkeit ausgesetzt. Die menschliche Natur ist ein Organismus von solcher Empfindlichkeit — wir nennen ihn in China eine kleine Welt — daß man sie gründlich kennen muß, ehe man sie einer Behandlung unterwirft. Es ist daher besser, millionenmal besser, der Mensch ist stumpfsinnig und unwissend, als schlecht unterrichtet, d. h. schlecht erzogen. Ich beklage die, welche anders denken als ich. Und was den Sozialismus betrifft, da es ja doch nothwendigerweise einmal einen solchen geben muß, entweder den einen, oder den andern, so ist mir der Staats-

sozialismus, welcher alles unter dem Schutze der öffentlichen Meinung regelt, lieber als der Sozialismus der unberechenbaren Laune, welcher lediglich zur Anarchie führt.

Kurz, wie eins unserer Sprüchwörter sagt: „Besser ein Hund und in Frieden als ein Mensch und in der Anarchie leben.“

Der Ahnenkultus.

Unter den Glaubenslehren, welche den Chinesen am tiefsten in's Herz gewachsen sind, muß ich in erster Linie diejenigen erwähnen, welche sich auf die Verehrung der Vorfahren beziehen. Sie sind die eigentliche Grundlage des sittlichen Lebens in China.

Die Vorfahren ehren ist eine ebenso wichtige Pflicht wie das Gebet bei den Christen; es giebt keine höhere und volksthümlichere.

Jede Familie ehrt ihre Vorfahren; die Namen derselben sind auf Täfelchen geschrieben, welche gleichzeitig auch die Verdienste jedes einzelnen Mitgliedes erwähnen und die Titel, welche es bei Lebzeiten trug. Diese Täfelchen sind der Abstammung gemäß aufgehängt, so daß sie gewissermaßen eine Art Stammbaum darstellen und je nach dem Vermögen der Familien kann das Denkmal der Vorfahren sich zu einem prächtigen Tempel erweitern, in welchem, wie ein heiliges Feuer, für ewige Zeiten die Seele der Familie wohnt. Dieser Tempel ist die Wohnung der Vorfahren und an bestimmten Tagen treffen alle Mitglieder der Familie dort zusammen, um die Verstorbenen zu ehren

und ihrem Andenken die Huldigung der Dankbarkeit darzubringen.

Der Kultus existirt überall in China, in den bescheidensten, wie in den reichsten Familien. Er bildet gradezu die Ehre der Familie.

Ich empfinde ein gewisses Unbehagen, diese Sitten in der europäischen Gesellschaft bekannt zu machen und zu loben, weil sie den Vorstellungen, welche man sich hier von den Vorfahren macht, direkt entgegenlaufen. Ich muß um Vergebung bitten, für die Kühnheit unserer Meinung bezüglich der Einrichtungen der Familie, welche bei uns als aus ihrem lebenden Mitgliedern und den Seelen der Verstorbenen gebildet, betrachtet wird.

Der Tod kann den Pakt der Liebe in der Familie nicht brechen, er vergöttlicht ihn gewissermaßen, er heiligt ihn. Die Todten werden nicht vergessen.

Im Abendlande ist das Vergessen der Todten ein Gesetz. Diesem Gesetz wird nur von Wenigen widersprochen und abgesehen von den Familien, welche, wie man sagt, aus Eitelkeit, während man eigentlich sagen müßte, aus edlem Stolze, das Andenken derer bewahren, welche ihren Namen in den hohen Aemtern des Staates verherrlicht haben, weiß man über die dritte Generation hinaus gewöhnlich nichts mehr von den Vorfahren. Der Urgroßvater ist das X der Familie und die Nacht, welche die Urgroßmutter umhüllt, ist noch weit dunkler.

Ich habe diesen Gegenstand mit einer Zwanglosigkeit behandeln hören, welche mich interessirte. Es ist dies in der That eine interessante Seite der Geschichte der modernen Civilisation, welche alles abschleift, alles verzehrt, alles in's Lächerliche zieht, ich möchte fast sagen, sogar das Heilige.

Die Vorfahren werden die „Alten" genannt, und man muß diesem Worte einen Sinn hinzufügen, der sich in der Grammatik nicht vorfindet. Arme Alte! Ihr seid in der That weniger geachtet als die alten Tapisserien, welche die prächtigen Treppen der neuen Gebäude schmücken. Euer Andenken hält noch nicht einmal so lange vor, als eine verschimmelte Truhe oder zerbrechliches Porzellan, und eure Namen sind halb verwischt auf den Grabsteinen. Kein Mensch kennt euch mehr; ihr seid in das Nichts zurückgekehrt.

Ich habe die Kirchhöfe besucht, diese Todtenstädte; es sind traurige Orte, wie wenn sie verwünscht wären! Die von der Zeit geschwärzten Immortellen bedecken die alten Gräber, welche schon seit langer Zeit keine frischen Blumen mehr gesehen haben. O ich verabscheue diese Immortellen, diese Blumen ohne Duft und ohne Frische, die niemals welken, und so die Heuchelei des Andenkens versinnbildlichen. Sie ersparen das Wiederkommen! Die Rosen dagegen blühen nur wenige Tage . . .

Wir tragen unsere Todten auf das Feld hinaus, auf die Hügel, welche die Städte umgeben, so hoch wir können, möglichst nahe dem Himmel und die Grabmäler, welche wir dem Gedächtniß unserer „Alten" errichten, bleiben für alle Ewigkeit dort, inmitten der unsterblichen Natur! Die Todten schlafen in Frieden.

Ich habe jedoch gelesen, daß die Todten im Abendlande geehrt werden; freilich; ich habe prachtvolle Leichenbegängnisse und wunderhübsche Trauertoiletten bemerkt. Ich habe am Todtenfeste gesehen, wie die Menge sich auf den Kirchhöfen drängte; aber wie wenig zahlreich sind die Lebenden immer noch der großen Menge der Todten gegen-

über, deren Andenken vergessen ist. Reicht die Verehrung der Todten weiter wie bis an's Ende des Jahres? Vielleicht nicht!

In China finden die den Ahnenkultus betreffenden Ceremonien im Frühling und im Herbste jedes Jahres statt. Das eigentliche Motiv dieser Ceremonien, welche mit großer Feierlichkeit in Scene gesetzt werden, ist die Dankbarkeit. Diese Jahrestage bieten die Gelegenheit zur Vereinigung der Familie und üben schon aus diesem Grunde einen glücklichen Einfluß aus.

Bei den wohlhabenden Familien ist der Tempel der Vorfahren geräumig genug, um Zimmer zu fassen, in welchen diejenigen Glieder der Familie, welche nicht in derselben Stadt wohnen, Aufnahme finden.

Man sieht in demselben sogar Schulräume, und da die Tempel gewöhnlich auf dem Lande stehen, so dienen sie bisweilen sogar als Sommeraufenthalt. In den zahlreichen Familien versammelt man sich dort sehr oft, so z. B. bei Hochzeitsfeierlichkeiten und zur Zeit der Examina.

Alle Vergnügungen vollziehen sich im Kreise der Familie, d. h. inmitten ihrer Vorfahren und bei ihnen. Es sind Abwesende, welche nicht vergessen sind.

Diese Gebräuche sind in allen Provinzen China's dieselben. In jedem Dorfe, wo fast alle Bewohner mit einander verwandt sind, sieht man den Vorfahren geweihte Kapellen. Sie sind unsere Kirchthürme . . .

Der Kaiser ehrt den Beamten, welcher mit Treue und Klugheit die hohen Aemter bekleidet hat, die ihm während seines Lebens anvertraut waren, nicht durch die Errichtung einer Statue, — sondern durch einen Tempel, in welchem seine Nachkommenschaft den Ahnenkultus feiert. An den

Jahrestagen vollziehen sich diese Ceremonien nicht nur in Gegenwart der Mitglieder der Familie, sondern auch der Kaiser sendet einen Delegirten, welcher ihn vertritt. Dieser Tempel trägt als Inschrift den Namen und die Titel des verstorbenen Beamten und erinnert an die hervorragenden Verdienste, welche er dem Staate geleistet hat.

Diese Ehre wird jedoch nur selten ertheilt; sie ist gewissermaßen der Marschallstab der Familie.

Das Missionswerk der Saint-Enfance.

Ein in Europa berühmter Ausspruch verherrlicht die Kunst des Lügens: „Lüget, es bleibt immer etwas hängen.“ Es giebt keinen besseren Beweis für die Wahrheit dieses Grundsatzes, als die Meinung, welche sich in Frankreich über das Schicksal gewisser kleiner Chinesen gebildet hat, welche von ihren grausamen Eltern auf den Kehricht geworfen und der Gefräßigkeit von Hausthieren überantwortet werden, welche beständige Gäste des Kothes sind.

An sich hat dieses Werk der Kinderrettung einen rührenden Charakter. Wenn man sieht, wie im Namen der leidenden Kinder die Pfennige der glücklichen gesammelt werden, welche sich, ursprünglich zu überflüssigen Leckerbissen bestimmt, in einen Schatz verwandeln, so kann man kaum umhin, die Fabel zu bewundern und an sie zu glauben. Arme kleine Chinesen, welche den . . . . vorgeworfen werden! Welche perfide Einbildungskraft hat eine solche Scheußlichkeit erfinden können!

Allerdings sind viele mit der Zeit anderer Meinung geworden. Eine bedeutende Anzahl Reisender, welche die Länder des fernsten Orients besuchten, haben diese schimpfliche Verleumdung Lügen gestraft. Aber das Werk steht in China noch immer in Blüthe und man könnte sich einbilden, daß es mit der Sache ebenso sei.

Ich habe in Paris persönlich den Fall erlebt, daß eine alte Dame verstohlen mit dem Finger auf mich zeigte und in die Worte ausbrach: „Sieh' da, ein Chinese; wer weiß, ob er nicht mit meinen Pfennigen aufgezogen ist." Zu meinem Glück war sie nicht in der Lage, ihre Ansprüche auf meine Person genügend nachzuweisen, sonst hätte ich ihr jedenfalls die Zinsen für ihre Pfennige zurückerstatten müssen: Jede gute That soll ja ihre Früchte tragen! Ich habe diese Worte behalten; aber immer hat man nicht solches Glück.

Es ist Thatsache, daß die Liebe der Eltern zu ihren Kindern im Weltall dieselbe ist. Diese Liebe ist angeboren, und die Chinesen bilden keine Ausnahme von der Regel. Freilich giebt es unnatürliche Geschöpfe, welche in einem Augenblick der Unzurechnungsfähigkeit, oder um den Zeugen eines Fehltrittes zu beseitigen, ein armes, eben geborenes kleines Wesen hülflos im Stich lassen. Aber dies ist ein nach allen Gesetzbüchern strafbares Verbrechen, welches in Europa ebenso häufig vorkommt als in China. Die Folgen des Elends und des Lasters sind überall dieselben.

Man erklärt sich das Aussetzen der Kinder, wie man sagt, in China dadurch, daß sie einerseits sehr zahlreich sind, und andererseits das Elend sehr groß ist. Diese Schlußfolgerung ist in der Hauptsache falsch: das Elend

ist nicht so groß wie man annimmt, und es sind zahlreiche Mittel vorhanden, die Kindheit dagegen zu schützen.

In erster Linie bestraft das Gesetz den Kindesmord als ein an nahen Verwandten begangenes Verbrechen, — außerdem unterstützt der Staat die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten und ferner giebt es auch von Privaten gegründete mildthätige Institute, in welchen die ausgesetzten Kinder Aufnahme und Schutz finden.

Für diese Anstalten werden in ihren Statuten nicht nur besondere Gelder angewiesen, sondern dieselben Statuten bestimmen zugleich auch die Belohnungen für die Hebammen, welche ausgesetzte Kinder gefunden oder einen Kindesmord zur Anzeige gebracht haben.

Der Text unserer Gesetze ist außerordentlich streng, und wenn ein ähnliches Verbrechen begangen wurde, so werden nicht nur die Urheber desselben bestraft, sondern auch das Familienoberhaupt und die Nachbarn; jenes als verantwortlich, diese als Mitschuldige.

Wie ich schon in den vorhergehenden Capiteln konstatirt habe, wird das Wachsthum der Familie nicht als ein Unglück betrachtet. Die männlichen Kinder sind eine Ehre für die Familie, insofern als sie das Geschlecht derselben fortpflanzen. In den Städten hört man nur selten von Kindesmord sprechen, da hier der Lebensunterhalt leichter bestritten werden kann als auf dem Lande; dort aber existiren wieder gewisse Sitten, welche die Erziehung der Kinder, namentlich der Mädchen, begünstigen. In allen Familien ist es Sitte, sobald ein männliches Kind geboren wird, ihm gleich seine dereinstige Frau auszuwählen. Man nimmt ein kleines Mädchen aus einer benachbarten Familie, welches zugleich mit seinem zukünftigen Gatten in dem-

selben Hause erzogen wird, ebenso als ob sie selbst zu dieser Familie gehörte.

Ferner giebt es noch ein anderes Mittel für arme Eltern, um der Noth vorzubeugen, und die Existenz ihrer Kinder weiblichen Geschlechts zu sichern: sie verkaufen nämlich das Kind an eine reiche Familie, in welcher es als Dienerin erzogen wird.

Der Ausdruck „verkaufen“ könnte zarte Ohren beleidigen und riecht ein wenig nach Sklaverei; aber man muß sich nicht an den Worten stoßen. Die Kinder werden von der Familie, welche sie kauft und bis zur Volljährigkeit in ihrem Dienst verwendet, erzogen. Dann werden sie ausgestattet, verheirathet und damit freigegeben. Die Frauen, welche einst verkaufte Kinder waren, haben Anspruch auf alle mütterlichen Rechte, und ihre Herkunft hat durchaus nichts Demüthigendes.

Derartige Gebräuche muß man anerkennen und nicht tadeln, weil sie den zu zahlreichen Familien zu Hülfe kommen und sogar das Wachsthum der Familie begünstigen.

Es giebt sehr viele Familien, welche alle ihre Kinder bei sich behalten und ihnen die zärtlichste Sorgfalt angedeihen lassen. Die Mutter, welche auf dem Felde arbeitet, nimmt ihre beiden jüngsten mit sich; das eine auf dem Rücken, das andere in den Falten ihres Kleides geborgen und während die arme Mutter mühsam ihrer schweren Arbeit nachgeht, unterhalten sich die Kleinen mit fröhlich um sie her zwitschernden Vögeln.

In den schwimmenden Städten habe ich sogar Kinder in Körben sitzen sehen, wo sie die Rückkehr ihrer Mutter erwarteten. — Leider hat ja die Armuth ihre Gefahren;

aber warum sollte sie nicht auch ihre Opferfreudigkeit haben, ebenso wie der Reichthum, dem alles leicht wird?

Die Missionäre haben mit den durch die Pfennigsammlungen eingekommenen Summen Krankenhäuser und Schulen gegründet. Diese Anstalten leisten den ärmeren Klassen große Dienste, und es liegt mir fern, ein Werk zu kritisiren, welches einem guten Zwecke dient.

Die arbeitenden Klassen.

Ich habe mich in den neuesten Werken, welche über China geschrieben wurden, darüber zu unterrichten gesucht, welche Meinungen die Organisation der arbeitenden Klassen in den Köpfen der europäischen Reisenden hervorgerufen hatte.

Ich habe es nicht gewagt, diesen Gegenstand selbst zu behandeln, aus Furcht für einen Optimisten gehalten zu werden, der alle Dinge von seinem Studirzimmer aus betrachtet und das Glück der Menschheit ein wenig nach seinem eigenen schätzt, was gewöhnlich bei allen denen der Fall ist, welche über die ärmeren Klassen schreiben. Man konstatirt immer zwei Thatsachen, entweder die Armen sind arm durch eigene Schuld, und dann haben sie kein Mitleid verdient, oder sie sind die glücklichsten Wesen der Schöpfung.

Dieser Kritik würde auch ich wahrscheinlich nicht entgangen sein.

Ich habe also die Bücher derjenigen aufgeschlagen, welche eigene Erfahrungen gemacht haben; es sind dies Europäer, Engländer und Franzosen, und ich bitte meine

Leser, sich mit der Auskunft zu begnügen, welche die Schilderungen dieser Reisenden bieten.

Ich lese in dem Werke von J. Thompson die folgende Schilderung über die Lage der Arbeiter in Kanton:

„Trotz ihrer äußersten Anforderungen hat die Arbeit auch für den ärmsten Arbeiter Augenblicke der Unterbrechung. Er setzt sich dann auf eine Bank oder auch einfach auf die Erde, raucht seine Pfeife und unterhält sich gemüthlich mit seinem Nachbar, ohne sich im geringsten durch die Anwesenheit seines vornehmen Prinzipals stören zu lassen. Der Letztere scheint vielmehr in dem Lächeln und dem glücklichen Charakter seiner Arbeiter die Elemente des Reichthums und Gedeihens zu finden.

„Wenn man die Arbeiterviertel durchstreift, so kann man sich erst erklären, wie es kommt, daß diese große Stadt in Wirklichkeit noch viel stärker bevölkert ist, als man anfangs glauben möchte. Die meisten Werkstätten sind für die Arbeiter gleichzeitig Küche, Speise- und Schlafzimmer; auf derselben Bank, auf welcher sie frühstücken, strecken sie sich während der Nacht zum Schlafe aus. In demselben Raume befinden sich auch alle ihre Besitzthümer: ein zweiter Rock, eine Pfeife, einige Schmuckgegenstände, welche der Reihe nach getragen werden, und ein Paar kleiner Stäbchen von Holz oder Elfenbein. Allein der kostbarste aller Schätze, welche sie mit sich führen, besteht in einer unverwüstlichen Gesundheit und einem zufriedenen Gemüth. Der chinesische Arbeiter ist schon glücklich, wenn er den Schrecknissen des Hungers entgeht und wenn seine Gesundheit ihm gestattet, einfach zu leben, und die Freuden des Lebens zu genießen in einem so vollkommenen Lande,

daß schon die Thatsache, dasselbe zu bewohnen, eine Bürgschaft wahren Glückes ist.

„Ihm zufolge ist China ein Land, wo alle Einrichtungen von Männern festgesetzt und geordnet sind, welche genau wissen, was sie zu thun haben. Diese Männer werden dafür bezahlt, daß sie diejenigen Leute im Zaume halten, welche die Ordnung stören, indem sie ehrgeizigerweise den Platz zu verlassen suchen, auf welchen die Vorsehung sie gestellt hat. Man wird indessen nicht glauben, der Chinese sei vollständig ohne Ehrgeiz, und in einem gewissen Sinne ist dies auch richtig. Die Eltern haben das Bestreben, ihre Kinder wohl unterrichtet zu sehen, damit sie bei den von der Regierung veranstalteten Examina als Anwärter für die öffentlichen Aemter auftreten können; und es giebt keinen Menschen in der Welt, der mit glühenderem Eifer nach Macht und Vermögen streben könnte, als die Chinesen, welche mit einigem Erfolg ihre Examina bestanden haben. Das kommt daher, weil sie wissen, daß es für die Verwirklichung ihrer ehrgeizigen Pläne keine Schranken giebt. Die Aermsten unter ihnen haben eine Anwartschaft auf die höchsten Aemter der kaiserlichen Regierung in der Tasche."

Herr Herbert A. Gille, Sekretär am Konsulat der britischen Regierung, veröffentlichte im Jahre 1876 (bei Trübner in London) ein Buch mit dem Titel „Chinese sketsches". Ich finde einige Stellen darin, welche ich mir erlaube anzuführen.

Die Vorrede dieses Werkes enthält folgendes Urtheil:

„Man glaubt gewöhnlich, die chinesische Nation sei eine verkommene, unmoralische Race. Die Bewohner des Landes seien absolut ehrlos, grausam, und in jeder Hin-

sicht heruntergekommen. Das Opium, eine noch schrecklichere Geißel als der Schnaps, richte furchtbare Verheerungen unter ihnen an, denen nur durch das Christenthum Einhalt geboten werden könne. Während eines achtjährigen Aufenthaltes in China bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Chinesen ein unermüdlich fleißiges, mäßiges und glückliches Volk sind."

In demselben Buche heißt es auf Seite 12: „Die Zahl der menschlichen Wesen, welche Frost und Hunger leiden, ist verhältnißmäßig weit geringer als in England, und von diesem hochbedeutsamen Gesichtspunkt aus muß man auch ferner anerkennen, daß die Stellung der Frauen der unteren Klassen eine weit günstigere ist, als die ihrer europäischen Schwestern. Die Frau wird niemals von ihrem Manne geschlagen oder sonst schlecht behandelt. Ja es ist nicht einmal Sitte, in jener rohen Sprache mit ihr zu reden, welche man so oft in den westlichen Ländern vernimmt."

Ich könnte diese Beispiele, ich möchte sagen Atteste, vervielfältigen, und einer beträchtlichen Anzahl Bücher, wenn nicht interessante, so doch wenigstens bestätigende Einzelheiten über die Lage der arbeitenden Klassen in China entnehmen. Man würde daraus z. B. erfahren, wie billig man dort leben kann. Ein Arbeiter kann täglich mit zwanzig Pfennigen auskommen und sein Lohn beträgt niemals unter einem Franc. Gewöhnlich betreibt die Frau des Arbeiters noch irgend ein Geschäft; entweder hat sie einen kleinen Handel, oder sie leistet in der Nachbarschaft häusliche Dienste. Selbst die zahlreichsten Familien können also ein erträgliches Dasein führen.

Auch in den Provinzen finden die Armen in dem Kampf um's Dasein mannigfache Hülfsquellen. In der

ganzen Ausdehnung unseres weiten Reiches ist das Land sorgfältig angebaut. Es findet daher ein großer Theil der Bevölkerung auf dem Felde Beschäftigung.

Die Landleute leben fast alle in recht guten Verhältnissen, mögen sie nun selbst Eigenthümer ihres Feldes oder Pächter desselben sein. Die Grundsteuer ist außerordentlich gering; sie beläuft sich noch nicht einmal auf einen Franc pro Kopf, und außerdem gilt die Bestimmung, daß der Pächter in schlechten Zeiten keine Pacht zu zahlen braucht.

Schließlich führe ich noch eine Stelle aus dem bereits erwähnten Bericht des Herrn de la Vernède an, welche die Darstellung, die ich auf Grund meiner eigenen Erfahrung nicht zu geben wagte, vollends erschöpfen wird.

„Wir haben die Provinzen durchstreift und daselbst bisweilen eine so ungeheure Anhäufung der Bevölkerung gefunden, daß man, da die Erde nicht mehr hinreichte, in einzelnen Gegenden Wohnungen auf Flößen errichtet und Gärten auf denselben angelegt hatte. Wir haben Provinzen gesehen, welche bei einem Umfange von 150,000 □Kilometern 50 Millionen Einwohner umfaßten, und die in ihrer ganzen Ausdehnung auf die bewundernswertheste Weise angebaut waren.

„Im Petschili z. B. ist das Grundeigenthum in außerordentlich kleine Theile zerlegt; die Ausnutzung derselben geschieht im kleinen Maßstabe, aber die Intelligenz, mit der sie geleitet wird, hebt die schweren Uebelstände der Zerstückelung auf.

„Die von hohen Bäumen umschatteten Pachthöfe und Meiereien liegen wie Blumensträuße in der weiten, reiche Ernte tragenden Ebene zerstreut. Der Ueberfluß an

Arbeitskräften und die Billigkeit derselben gestatten die vollkommenste Ausbeutung des Bodens.

„Das Land ist bewunderungswürdiger Weise angebaut und die Erträge des Ackerbaues erreichen eine außerordentliche Höhe.

„Wenn man die schönen Provinzen China's besucht hat, so kann man sich des Vergleichs mit den unglücklichen Ländern Kleinasiens und Egyptens nicht erwehren. Dort bildet die Wüste die Regel, das bebaute Feld die Ausnahme. Das Gehöft ist stets isolirt und von unbebauten Landstrichen umgeben.

„An den Ufern des Jangtsekiang reiht sich ein freundliches, reiches Dorf an das andere. Man sieht eine fleißige, arbeitsame Bevölkerung, die sowohl durch ihr Aussehen, wie durch ihre ganze Lebensweise zeigt, daß sie glücklich ist. Fahren wir dagegen einige Kilometer den Nil hinab, und wenden uns nach einem größeren Dorfe, so bemerken wir Hunderte von grauen Schmutzhügeln, die wie alles Andere, nur nicht wie menschliche Wohnungen aussehen.

„Welcher Unterschied zwischen ihnen und den reizenden Dörfern, die wir in Hupe an den Ufern des Pojangsees gefunden haben!

„Sparsam und mäßig, geduldig und thatkräftig, ehrlich und fleißig, zeigt das chinesische Volk eine Arbeitskraft, welche diejenige vieler abendländischen Nationen übertrifft. Es ist dies ein wichtiger Faktor, der auch in den Fragen der hohen Politik nicht unterschätzt werden darf."

Ich habe diesen Zeugnissen nichts hinzuzufügen, und kann den Verfassern nur danken und ihnen Glück wünschen zu der Aufrichtigkeit, mit der sie das Geschehene erzählt haben. Die Seltenheit dieser Thatsache verdient, daß man sie besonders hervorhebt.

Die historischen Gesänge.

Die poetischen Zeitabschnitte, welche die Umwandlungen der Poesie in den verschiedenen Zeitaltern unserer Civilisation bezeichnen, haben eine große Aehnlichkeit mit den durch die abendländische Literatur markirten Epochen. Die poetische Sprache war die Sprache des Alterthums und unsere ältesten geschichtlichen Annalen sind in Versen geschrieben.

Wie in Griechenland, so war auch bei uns die Poesie die Sprache der Götter. Durch sie lernten wir die Gesetze und Lebensregeln kennen, durch die Harmonie ihrer Verse verbreiteten sich die Ueberlieferungen zu einer Zeit, wo das Gedächtniß die Schrift ersetzen mußte. Sie war zuerst die Sprache der Weisheit und der höheren Eingebung.

Die poetischen Erzeugnisse, welche in dem Buch der Lieder gesammelt wurden, beziehen sich, wie ich bereits gesagt habe, auf jene erste Periode unserer Literatur, wo nicht eine gesellige Kunst im eigentlichen Sinne war. Erst später drang der Geschmack der Poesie auch in unsere literarischen Sitten ein und der Geist versuchte die Em-

pfindungen der Seele in poetischer Form zum Ausdruck zu bringen.

Unsere Dichter, deren Meisterwerke uns als Muster dienen, haben das poetische Versmaß der historischen Gesänge, deren Verse nur vier Füße hatten, nicht beibehalten. Das heute bei uns gebräuchliche prosodische System umfaßt Verse von fünf und sieben Füßen. Der Fuß ist unserer Poesie immer gleichbedeutend mit einem Wort.

Abgesehen davon, daß der Bau des Verses wechselte, entfernte sich auch die Phantasie von ihrer alten Einfachheit. Während sie früher einen religiösen und sittlichen Hintergrund hatte, wurde sie jetzt sentimental und beschreibend; zu gleicher Zeit mit den Gefühlen brachte sie auch alle Leidenschaften des Herzens zum Ausdruck.

Die Liebe und ihre Enttäuschungen, die Traurigkeit und ihre schwermüthigen Gedanken, der Schmerz über das Unglück, werden von den Dichtern am häufigsten und zwar in allegorischer Form behandelt. Andere dagegen beschreiben wieder das Glück des Landlebens, die Schönheiten der Natur und die Wonne der Freundschaft. Alles dies sind, wie man sieht, Eigenthümlichkeiten der Muse, die, öfter traurig als fröhlich, unter allen Himmeln dieselbe bleibt.

Die chinesische Poesie gestattet den Reim; allein derselbe fällt immer nur auf das Ende des zweiten Verses. In einer Stanze von vier Versen befinden sich also stets nur zwei Reime, im zweiten und im vierten Verse. Unsere Dichter wenden auch ziemlich häufig eine besondere Form an, die den Namen Parallelismus trägt und welche in der Uebereinstimmung eines Verses mit einem anderen, oder in einer Gegenüberstellung von Worten besteht, welche

zwei entgegengesetzte Gefühle ausdrücken. Diese Formen sind sehr ausdrucksvoll.

Wie die andern Nationen der Welt hatte auch China seine poetischen Epochen; auch wir hatten unsere glücklichen Jahrhunderte, in denen die Muse zahlreiche Meisterwerke hervorbrachte. Wir vergleichen das Fortschreiten des poetischen Genies mit dem Wachsthum eines Baumes. „Das alte Buch der Lieder ist die Wurzel. Die Knospen erscheinen unter der Regierung Hu-ti's; die Zeit Kien-Ngan's ist die Periode der Blätter, und unter der Dynastie des Thang verbreitet der Baum einen dichten Schatten und liefert eine herrliche Ernte an Blüthen und Früchten." Dieses glorreiche Jahrhundert der chinesischen Poesie entspricht dem achten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Ich gedenke in diesem und einem der folgenden Kapitel einen kurzen, allgemeinen Ueberblick über diese verschiedenen Perioden zu geben. Ich werde einige Werke aus unsern Sammlungen, die mir am besten den Geist unserer Poesie wiederzugeben scheinen, auswählen und anführen.

Das Buch der Lieder oder historischen Gesänge ist eine Sammlung von Oden, welche alle aus der Zeit vor dem siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung stammen; sie wurden auf dem Lande und in den Städten gesungen, ähnlich wie im alten Griechenland die Gesänge Homer's.

Der Styl dieser Oden ist von außerordentlicher Einfachheit, und gleichwohl keineswegs eintönig. Es spiegeln sich in ihnen die ehemaligen Sitten China's mit der ganzen Naivetät und Natürlichkeit der alten Zeit. Von einer kunstvollen Ausschmückung des Styls, um den Gedanken reicher auszustatten, ist darin keine Rede. Die Kunst ist

noch nicht gekünstelt und weiß noch nichts von dem Luxus blendender Draperien. Sie ist kein geschliffener Diamant, aber sie ist gleichwohl ein Diamant. Ich werde gleich ein Beispiel anführen:

„Ich bin auf den Berg ohne Grün gestiegen,
Um nach meinem Vater auszuschauen;
Mir war's, als hört' ich ihn seufzen:
Mein Sohn ist bei den Soldaten
Tag und Nacht,
Doch er ist klug, er wird vielleicht noch
Ein Mittel finden, sich los zu machen."

„Ich bin auf den grünenden Berg gestiegen,
Um nach meiner Mutter auszuschauen;
Mir war's, als hört' ich sie seufzen:
Mein jüngster Sohn ist bei den Soldaten,
Er kann weder schlafen
Bei Tag noch bei Nacht;
Doch er ist klug, er wird vielleicht noch,
Heimkehren, ohne seine Glieder dort zu lassen."

„Ich habe den Berg bis zum Gipfel erstiegen,
Um nach meinem älteren Bruder auszuschauen.
Mir war's, als hört' ich ihn seufzen:
Mein jüngster Bruder ist bei den Soldaten,
Tag und Nacht bei den Kameraden; —
Doch er ist klug, er kann vielleicht noch
Zurückkommen, ohne dort zu sterben."

Ich habe mich bestrebt, die Uebersetzung dieses kleinen Gedichtes fast buchstäblich wiederzugeben, um die ganze naive Einfachheit desselben empfinden zu lassen. Ein junger Soldat denkt an die Wesen, welche ihm die theuersten auf der Welt sind: sein Vater, seine Mutter, und sein

ältester Bruder. Die Reihenfolge, in welcher seine Gedanken sich uns darstellen, deutet auf die Organisation der Familie in früheren Zeiten hin. Sie umfaßt drei Begriffe: den Vater, die Mutter und den älteren Bruder. Den Vater und die Mutter erkennt man schon an der Natur der Gefühle, welche den Mann von der Frau unterscheiden. Die arme Mutter glaubt, ihr Sohn kann nicht schlafen; der Vater denkt nicht daran. Für ihn ist sein Sohn nur Soldat, und wenn er klug ist, kann er wiederkommen. Der ältere Bruder sieht im Geiste das Lagerleben, die Kameraden, und wenn er sterben soll, so sagt er nicht wie die Mutter, er möge zurückkommen, um bei ihr zu sterben, damit sie ihn noch ein letztes Mal umarmen könnte. Diese Gefühle sind wahr, bestimmt, und was sie besonders charakteristisch macht, sie sind immer zutreffend.

Wie verschieden davon sind dagegen die kriegerischen Poesien Griechenland's, in welchen das Geräusch der Waffen inmitten des Kampfes ertönt; die Kriegslist, der Haß der Parteien, der Durst nach Rache, die Greuel der Plünderung begeistern eine nach der andern den Genius des Dichters; um gefährlicher Abenteuer, zielloser Reisen und langwieriger Belagerungen willen werden Vaterland, Familie und der häusliche Herd verlassen. Unsere Oden dagegen athmen die Liebe zur Heimath und der Familienkultus erscheint darin als wesentliches Moment mit den heimathlichen Gebräuchen verknüpft.

Man wolle ferner in der vorstehenden Ode die Rolle beachten, welche der ältere Bruder in der Familie spielt, und sich erinnern, daß die Bibel ebenfalls von dem Erstgebornen und seiner Autorität im gleichen Sinne spricht.

Nach dem Erstgeburtsrecht der alten Zeit ist es, als ob der ältere Bruder allein die Familie repräsentirte. Es ist dies ein Zug, den die Ueberlieferungen der Menschheit uns aufbewahrt haben, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, ihn so scharf gekennzeichnet wiederzufinden.

Das Buch der Lieder enthält ein ganzes Kapitel von einfachen Gesängen, in welchen sich bestimmte Charaktere der Civilisation früherer Zeitalter wiederspiegeln. Sie enthüllen uns nicht nur die Gedanken und Gefühle, sondern auch die Gebräuche und Einrichtungen jener Zeiten. Jede dieser Oden ist ein Gemälde, auf dem lebende Wesen dargestellt sind. Wir sehen sie; uns ist, als hörten wir sie; jedes hat seinen bestimmten Platz. Es ist keine Welt, welche, wie die Erinnerungen an Pompeji und Herkulanum, aus Ruinen emporsteigt; es sind keine dunklen Inschriften, welche die Gelehrten vergebens zu entziffern suchen, nein, es ist wirkliches Leben, es ist Bewegung und Farbe.

Diese Oden haben daher auch einen großen Reiz für uns; sie werden von uns wie heilige Lieder gesungen, denn sie entflammen alle unsere heiligsten Gefühle: die Liebe zur Heimath, zur Arbeit und zu der Familie, die Achtung vor der unbeschränkten Macht, und die Ehrerbietung vor dem Altar. Diese Beispiele sind es, welche unser Nationalgefühl gebildet haben.

Wir finden in den Oden auch Verse, welche die Treue der Gatten und die eheliche Liebe feiern. Sie kennzeichnen einen Zug in unsern Sitten, den ich aus Achtung vor diesen alten Ueberlieferungen anführe:

„Vor dem Thore der Stadt im Osten
Sieht man zahllose schöne Frauen,
Welche den Wolken gleichen:

Doch ob sie auch den Wolken gleichen;
Sie sind nicht der Gegenstand meiner Träume:
Viel theurer ist mir meine Gefährtin,
In ihrem einfachen, weißen Kleide."

„Rings außerhalb der Mauern der Stadt
Sieht man anmuthige, schlanke Frauen.
Die den Blumen des Feldes gleichen.
Doch ob sie auch den Blumen des Feldes gleichen,
Sie können meine Liebe nicht erringen,
Denn das weiße Kleid und der rosige Teint
Meiner Frau sind mein einziges Glück."

Der Reim ist schmucklos und der Styl des Gedichtes ist alt; aber ist es nicht gleichwohl der bezaubernde Ausdruck eines reinen und natürlichen Gefühls? Diese Oden gehören zu den ältesten im Buche der Lieder. Da sie von Confucius im siebenten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung gesammelt wurden, und alle direkt aus Ueberlieferungen stammen, so ist es nicht leicht, ihre Entstehungszeit bestimmt nachzuweisen.

Einige von ihnen reichen indeß bis zur Dynastie der Schang hinauf, deren Begründer noch vor der Zeit des Sesostris lebte. Es giebt andere, welche verhältnißmäßig jüngeren Ursprungs sind, obgleich sie immer noch vor der Zeit des Confucius liegen. In ihnen beginnt sich die sentimentale Poesie zu zeigen; man könnte sie eher Elegien als Lieder nennen. Ich habe einige von ihnen ausgewählt, um ihre Eigenart zu kennzeichnen.

Seufzer.

„Ich stieg in die Barke von Tannenholz,
Und ließ mich von der Strömung treiben.
Ich kann bei Nacht kein Auge schließen;
Mein Herz scheint von geheimem Kummer erfüllt."

„Mein Herz ist kein Spiegel,
In dem ich sehen könnte was es leidet,
Und meine Brüder, die keine Stütze für mich sind,
Werden böse, wenn ich von Traurigkeit spreche.

„Mein Herz gleicht nicht dem Steine,
Den man noch schleifen kann.
Es ist nicht wie ein Vorhang,
Den man beliebig auf- und abrollt.
Es ist voll Gradheit und Rechtschaffenheit,
Ich kann es selbst nicht lenken.

„Wie groß ist meine Traurigkeit!
Fast alle sind eifersüchtig auf mich;
Zahlreiche Verleumdungen stürmen auf mich ein,
Und auch der Spott verschont mich nicht.
Was hab' ich denn nur gethan?
Ich kann die Hand auf's Herz legen."

„Die Sonne strahlt beständig,
Aber der Mond nimmt täglich ab;
Warum sind die Rollen gewechselt?
Mein Herz ist wie betäubt,
Aehnlich dem Zeug, das man nicht bleichen kann.
O, wenn ich sinne in der Einsamkeit,
Dann bedauere ich, nicht davon fliegen zu können."

Der Abwesende.

„Der Mond steht hoch und glänzend am Himmel;
Ich habe soeben meine Lampe ausgelöscht . . . .
Tausend Gedanken bewegen mein Herz.
Meine traurigen Augen füllen sich mit Thränen.
Doch am brennendsten ist mein Schmerz,
Weil Du ihn nicht erfahren wirst!"

Die Liebe.

Ein schönes, tugendhaftes junges Mädchen
Hat mir ein Stelldichein gegeben,
Am Fuße des Walles.

Ich liebe sie; — aber sie kommt noch nicht.
Ich zögere heim zu kehren und bin ungeduldig!

Das junge Mädchen ist wahrhaft schön.
Sie war es, die mir diesen Schmuck gegeben,
Von rothem Stein.
Doch dieser Schmuck von rothem Stein, der aufzuflammen scheint,
Erhöht noch meine Liebe.

Sie hat gepflückt und dargeboten
Mir eine seltene, schöne Blume;
Doch was die Blume noch weit schöner macht,
Ist, daß sie mir von ihr gegeben wurde."

Alle diese Dichtungen sind von einem Zartgefühl durchweht, welches angenehm berührt. Warum kann ich ihnen nicht auch die Harmonie unserer Verse verleihen!

Die Vergnügungen.

Eine der zahlreichen Fragen, welche an mich gerichtet wurden, war die, ob und wie man sich in China amüsire. Amüsirt man sich wirklich? Ach, das muß ja eine reizendes Land sein!

Amüsiren! Wie civilisirt das Wort ist, und wie schwer zu übersetzen!

Ich antwortete eines Tages einer geistvollen Frau die, ohne es zu wissen, mir diese ewige Frage vorlegte: „aber was heißt denn das, sich amüsiren?“ Sie glaubte, ich wollte sie in Verlegenheit bringen; aber sie versetzte ohne weiteres: „Nun, z. B. das, was Sie in diesem Augenblicke thun! Amüsiren Sie sich denn nicht?“

Jetzt war ich meinerseits verlegen, oder glaubte wenigstens, es zu sein. „Gewiß, ja,“ antwortete ich, „also das heißt sich amüsiren?“ . . . „Freilich!“ . . . „Nun also!“ fügte sie mit reizendem Lächeln hinzu; „amüsirt man sich?“ und ich mußte gestehen, daß man sich nicht auf dieselbe Art amüsirt.

Denn schließlich amüsirt man sich ja, und zwar sehr gut, wenn man nicht ganz ohne Geist, oder wenigstens

guter Laune ist. Der Geist spielt in unsern Vergnügungen die größte Rolle. Man regt ihn selbstverständlich an, verleiht ihm Schwung und giebt ihm Flügel; so ist er die Seele unserer Vergnügungen.

Unser Leben außer dem Hause ist nicht wie das europäische Leben organisirt. Man sucht keine Zerstreuungen und Unterhaltungen außerhalb des häuslichen Herdes. Die einigermaßen vermögenden Chinesen sind derartig eingerichtet, daß sie es nicht nöthig haben, hinter erkünstelten Vergnügungen herzulaufen, die im Grunde doch nur der Beweis sind, daß man sich zu Hause langweilt. Sie haben vorausgesehen, daß die Langeweile sich ihrer bemächtigen könnte und sich von vorn herein für diesen Fall vorgesehen. Sie waren jedoch nicht der Meinung, daß die Restaurants und andere öffentliche Lokale durchaus nothwendig seien, um die Zeit in angenehmer Weise todt zu schlagen. Sie verliehen ihren Wohnungen alle die Behaglichkeit, welche ein Mann von Geschmack sich nur wünschen kann. Gärten, um darin spazieren zu gehen; Lauben, um Schutz vor der Sonne zu finden und Blumen, um die Sinne zu erfreuen. Im Innern ist alles für das Familienleben eingerichtet. In den meisten Fällen birgt ein Dach mehrere Generationen. Die Kinder wachsen heran, und da man sich jung verheirathet, wird man frühzeitig ernst.

Man beschäftigt sich mehr mit nützlichen Zerstreuungen, mit dem Studium und der Unterhaltung; die Gelegenheiten, sich zusammenzufinden, sind ja so zahlreich!

Die Feste stehen hoch in Ehren bei den Chinesen und werden mit gehobener Stimmung gefeiert. Wir haben zunächst die Geburtstage, welche in den Familien sehr oft vorkommen. Diese Feierlichkeiten bestehen vor allem in

Festmahlen; man bringt dem Geburtstagskinde Geschenke dar; es ist eine Reihe von Zusammenkünften, die des Reizes nicht entbehren. Wir haben auch große Volksfeste, z. B. das Neujahrsfest, welches ganz China in Bewegung setzt; das Laternenfest, das Papierdrachenfest, und das Fest der Drachenschiffe tragen ebenfalls eher den Charakter von Volksfesten als von Privatbelustigungen. Sie bieten Gelegenheit zu Familienzusammenkünften, bei denen es sehr lebhaft zugeht.

Die offiziellen Feste sind nicht die einzigen. Man feiert auch die Blumen, denen man gewisse allegorische Macht zuschreibt, und jede einzelne derselben hat ihren Jahrestag. Die Familien unter sich laden sich gegenseitig zu Besuchen ein, um eine schöne Mondnacht, eine herrliche Aussicht zu genießen, oder sich über eine seltene Blume zu freuen. Die Natur ist stets an dem Feste, welches mit einem Schmause beschlossen wird, betheiligt. Die Gäste werden auch aufgefordert Verse zu machen, welche zur Erinnerung an den verlebten Abend aufbewahrt werden.

Während der schönen Jahreszeit macht man häufig Ausflüge; namentlich besucht man die buddhistischen Klöster, wo man alles nach Wunsch findet: prachtvolle Aussichten auf die Berge, herrliche Früchte und den feinsten Thee. Die buddhistischen Mönche verstehen sich vortrefflich darauf, Gäste zu empfangen und zu bewirthen. Wenn die Klöster nicht zu weit von der Stadt entlegen sind, wiederholen sich diese Ausflüge sehr häufig, und immer bringt man einige von den Umständen inspirirte Gedichte davon heim. Das ist unsere Art, die Skizzenmappe zu füllen.

Wenn die Gegend, in welcher man wohnt, nicht von

der Natur bevorzugt ist, so unternimmt man weite Reisen, entweder zu Wasser oder in Sänften.

Die Berge von Sutscheu sind ebenso stark besucht, als die Thäler von Interlaken, und zu gewissen Jahreszeiten trifft man dort mit dem high life der Umgegend zusammen um die Wunder der Schöpfung anzustaunen.

Die Reisen zu Wasser sind ebenfalls sehr geschätzt. Die Schiffe, welche zu diesem Dienst verwandt werden, vermögen auch den anspruchsvollsten Touristen zu befriedigen. Man findet vorzügliche Diners, prachtvolle Lagerstätten und allen übrigen Comfort; bald fliegen die Stunden bei den Klängen der an Bord befindlichen Musik dahin, bald unter dem melodischen Gemurmel der Wogen und dem Seufzen des Windes. Abends werden die Salons und das Deck illuminirt, und es giebt nichts Poetischeres als die großen Schatten, welche über die Fluthen huschen, während fröhliches Lachen die Stille der Nacht unterbricht.

Der Frau wird in China nicht dasselbe Recht, sich zu amüsiren zugestanden, wie in Europa. Sie macht Besuche bei ihren Freundinnen, oder empfängt ihrerseits solche; bei diesen Zusammenkünften ist die Anwesenheit der Männer jedoch nicht gestattet. Eine der Ursachen, welche geeignet sind, das Vergnügen zu erhöhen, und zwar den besseren Theil, hat also die Organisation der chinesischen Gesellschaft vom Amüsement ausgeschlossen.

Die Männer kommen sehr oft zusammen, aber allein, und außerhalb des Familienkreises statten sie den Damen keine Besuche ab.

Den in der europäischen Gesellschaft zugelassenen Chinesen, welche den Soiréen und Festlichkeiten derselben beiwohnen, würde es übel anstehen, wenn sie die Vorzüglich-

keit ihrer heimischen Sitten in Bezug auf die Organisation der gesellschaftlichen Beziehungen rühmen wollten. Man kann wohl politische Zustände mit einander vergleichen, aber keine Sitten. Diese haben dasselbe Vorrecht wie der Geschmack und die Farbe.

„Jeder genießt das Vergnügen, wo er es findet,“ ist ein durchaus wahres Sprüchwort, mit dem ich vollkommen übereinstimme, denn in diesem Falle findet man es immer da, wo man es genießt. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß unsere Gesetzgeber im Interesse der Familie handelten, als sie die Gelegenheiten, welche Mann und Frau zusammenführen können, möglichst beschränkten.

„Zehn Frauen, neun Eifersüchtige,“ sagt ein chinesisches Sprüchwort; die Männer ihrerseits sind ebenfalls nicht vollkommen; der Friede in der Familie ist also großen Gefahren ausgesetzt.

Ich habe bereits gesagt, daß sämmtliche Einrichtungen China's nur ein Ziel im Auge haben, nämlich die Aufrechterhaltung des sozialen Friedens, und das beste Prinzip, die Verwirklichung dieses Zieles herbeizuführen, war . . . die Gelegenheit aus dem Wege zu räumen. Das ist sehr praktisch; es zeugt vielleicht nicht von ritterlicher Tapferkeit, aber wie viele Tapfere unterliegen nicht auch der Versuchung?

Dieser Gegenstand ist schon um der Natur der Leidenschaften willen, welche er berührt, sehr schwer zu behandeln; aber er verdient, daß man sich einen Augenblick mit ihm beschäftigt.

Die Arznei bei den Situationen in extremis der Ehe ist die summarische Züchtigung ohne weiteren Prozeß. Es ist das berühmte, von Alexander Dumas Sohn so geistvoll

kommentirte „Tödte sie“. Ich bin gewiß nicht derjenige, welcher dem Gatten dieses Recht bestreiten würde, in einem Augenblicke, wo seine Würde und seine Ehre auf das schwerste verletzt wurden. Allein ich kann doch nicht umhin, ein wenig der Ansicht unserer Weisen zuzuneigen, wonach es besser ist, dieser Art von Auseinandersetzungen, welche unsere ganze Existenz zerstören, vorzubeugen, so gerecht auch die Strafe an sich sein mag. Denn in den meisten Fällen hat man die Frau, welche uns betrog, geliebt, und peinliche Erinnerungen werden selten ausbleiben.

Der Ausweg, welcher darin besteht, einen Anwalt zu nehmen, und eine Sache in die Oeffentlichkeit zu ziehen, welche eigentlich wie ein Geheimniß behütet werden sollte, scheint mir nur geringen Trost zu bieten, das heißt sich ein Diplom als betrogener Gatte ausstellen lassen, eine Situation, die noch niemals Theilnahme, viel weniger Achtung eingeflößt hat.

Die Einrichtung der abendländischen Gesellschaft, wie sie heute existirt, bringt also nur Verdruß und Zerrüttung mit sich. Meine persönlichen Erfahrungen über diesen Gegenstand und das, was ich darüber gelesen habe, haben mich hinreichend aufgeklärt; ich theile indessen nicht die Meinung einer großen Anzahl Abendländer, welche behaupten, daß die meisten Frauen ihre Männer hintergehen. Das muß übertrieben sein, obgleich eine Frau selbst einst mir gegenüber behauptete, dies sei der Luxus der Ehe und die Männer fänden sich mit Ergebung in ihre neue Existenz. Da brauche ich mich freilich nicht erst zu wundern, daß die Ehe so vernachlässigt ist. Sie wird bald nur noch eine einfache, von dem Notar beglaubigte, gesetzliche Formalität sein. Dieser Zustand ist keinesfalls ein Fort-

schritt; aber ich will zugeben, daß er sehr amüsant sein kann.

Wie dem auch sei, das Opfer, welches wir uns auferlegt haben, ist werth, gebracht zu werden; außerdem steht es mit der Meinung, die wir über die Natur des Menschen haben, durchaus im Einklang. Wir halten den Menschen für ursprünglich tugendhaft, und glauben, daß er nur durch die Macht des bösen Beispiels verdorben wird, indem er durch das besudelt wird, was wir den Schmutz der Welt nennen.

Confucius rechnet unter die gefährlichen Dinge die Frauen und den Wein, und die Weltgeschichte zeigt, daß er Recht hat. Kommt irgend wo ein Skandal vor, welcher Art er auch sei, der erste Gedanke ist immer: „cherchez la femme.“ Das Abendland zeigt die bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß es zu gleicher Zeit Beispiel und Kritik darbietet. Es ist also leicht, sich zu unterrichten. Die Redensart „cherchez la femme“ würde bei uns keine Anwendung finden können. Um sie zu begreifen, muß man den Ural überschreiten und sogar noch weiter nach Westen vordringen. Dann erst wird man . . . die Frau finden.

Ich bin sicher, daß diese Betrachtungen niemals bezüglich unserer Sitten angestellt sind. Es herrscht einmal der Geschmack vor, sie vor allem zu kritisiren und . . . . chinesisch, d. h. extravagant zu finden. Ihr großer Fehler, das wird jeder aufrichtige Mensch mir zugestehen müssen, besteht darin, daß sie zu vernünftig sind. Es geht den großen Kindern wie den kleinen: sie verlangen durchaus nicht nach den Prämien für gutes Betragen. Das ist der wahre Charakter der abendländischen Gesellschaft, sie schämt sich, vernünftig zu erscheinen. Man möchte es wohl sein,

aber man brüstet sich mit dem schlechten Beispiel wie mit einer guten That, und dieses Vergnügen verdirbt die Sitten; denn das heißt mit dem Feuer spielen.

Wir sind ernsthaft geblieben . . . Das Wort ist etwas stark; aber wer A sagt, muß auch B sagen, und wenn wir unser Glück in der Familie finden, so kommt dies daher, daß wir . . . die Versuchung gemieden haben. Die Fröhlichkeit leidet ein wenig darunter, aber die guten Sitten bleiben bestehen, und dann — das Reisen ist jetzt so leicht — haben wir ja auch Europa. — —

Ich möchte hier indeß nicht den Glauben aufkommen lassen, daß die chinesische Gesellschaft und vorzüglich die Jugend, durch tyrannische Gebräuche geknechtet sei. Jedermann kennt die Ausnahmen, von welchen man nicht erst zu sprechen braucht.

Allein man hat jene mit dem Namen „Blumenschiffe" bezeichneten Fahrzeuge, welche sich in der Nähe großer Städte zeigen, als eine Ausnahme bezeichnet, und gewisse Reisende haben es sich in den Kopf gesetzt, sie als Stätten der Ausschweifung zu schildern. Das ist durchaus unrichtig.

Die Blumenschiffe verdienen diesen Ruf ebensowenig als die Concertsäle Europa's. Man brauchte der Fregatte, welche am Pont Royal vermodert, nur ein festliches Aussehen, welches sie heute nicht mehr hat, zu verleihen, und sie von Paris stromabwärts nach den Hügeln von Saint-Germain zu führen, und das Blumenschiff wäre fertig.

Es ist dies ein Lieblingsvergnügen der chinesischen Jugend. Man veranstaltet Wasserpartien hauptsächlich Abends in Gesellschaft von Frauen, welche die Einladung

dazu annehmen. Diese Frauen sind nicht verheirathet; sie sind musikalisch und aus diesem Grunde werden sie eingeladen.

Will man eine Partie veranstalten, so findet man an Bord Einladungskarten, auf welchen man nur seinen eigenen Namen, den der Künstlerin und die Zeit der Zusammenkunft auszufüllen braucht.

Es ist dies eine sehr angenehme Art, sich die zu langsam dahinschleichende Zeit zu vertreiben. Man findet auf den Schiffen alles, was ein Feinschmecker nur wünschen kann, und die Gesellschaft der Frauen, deren harmonische Stimmen in Verbindung mit den melodischen Tönen der Instrumente bei einer Tasse köstlich duftenden Thees die Abendfrische beleben, wird nicht als eine nächtliche Ausschweifung betrachtet.

Die Einladungen gelten nur für eine Stunde. Man kann die Zeit jedoch länger ausdehnen, wenn die Frau nicht anderweitig engagirt ist; — natürlich muß das Honorar dann verdoppelt werden.

Diese Frauen werden in unserer Gesellschaft nicht in Bezug auf ihre Sitten beurtheilt; sie können in dieser Hinsicht sein wie sie wollen; das ist ihre Sache. Sie üben ihren Beruf als Künstlerinnen oder Gesellschaftsdamen aus, auf den Namen kommt wenig an, und man bezahlt sie für ihre Dienste, wie man einen Arzt oder Advokaten bezahlt. Sie sind gewöhnlich gebildet, und einzelne von ihnen sind sogar schön. Diejenigen, welche Schönheit und Talent mit einander vereinigen, sind natürlich sehr gesucht. Der Reiz ihrer Unterhaltung wird ebenso hoch geschätzt, als ihre Kunst. Man plaudert mit ihnen über die verschiedenartigsten Gegenstände, welche man dem Urtheil der Frauen

unterbreiten möchte. Man richtet selbst Verse an diejenigen, welche ebenfalls dichterisches Talent haben, und einzelne von ihnen sind gebildet genug, um auf die poetischen Galanterien der Gelehrten in gleicher Weise zu antworten.

Wenn man von diesen Zusammenkünften etwas anderes behauptet, so ist das einfach eine Fälschung der Wahrheit. Die Fremden, welche jene Geschichten berichteten, haben statt der Serenaden, von denen sie nichts verstanden, einfach das geschildert, was sie zu sehen hofften.

Die musikalischen Frauen werden oft sogar in die Familien geladen. Sie kommen nach dem Mittagessen, um Musik zu machen, wie man in Europa Künstler einladet, wenn man seine Gäste unterhalten will. Wenn diese Sängerinnen übel berüchtigte Frauen wären, so würden sie die Schwelle unseres Hauses nicht überschreiten dürfen und vor allen Dingen keine Gnade vor den Augen unserer Frauen finden.

Ebenso empfangen die Künstlerinnen auch auf Wunsch bei sich zu Hause Besuche; man bittet sie, bei ihnen speisen zu dürfen, bestellt das Mittagessen, und kann dann seine Freunde einladen, die auch ihrerseits wieder andere Personen mitbringen dürfen. Auf dieselbe Weise werden auch Abendgesellschaften veranstaltet.

Ebenso kann man sie auch zum Theater einladen, und an den Zugängen derselben, namentlich in Shanghai, sieht man oft hunderte von prachtvoll geschmückten und parfümirten Sänften, welche den Schluß des Theaters erwarten, um die eingeladenen Damen aufzunehmen.

Diese Gebräuche zeigen hinlänglich, daß die verführerische Rolle der Frau im Reiche der Mitte durchaus nicht

unterschätzt wird, und daß es an Bestimmungen in dieser Beziehung keineswegs mangelt.

Das menschliche Herz ist überall dasselbe, nur die Gelegenheiten, es sich selbst zu überlassen, sind verschieden. Ohne Zweifel bietet eine solche Einladung der Phantasie reichlichen Stoff für einen Roman. Anfangs war es nur der Wunsch, die Musik zu hören, aber diese Musik ist ja so verführerisch! Schon Confucius hat sie zu den gefährlichen Dingen gerechnet; — der Ton der Stimme liegt uns im Ohr; man wiederholt die Einladungen — und derjenige, welcher einladet, kann gewiß auch seinerseits nicht durchaus gleichgültig sein. Also:

„Das Gras war so grün, und ich fürchte,
Irgend ein Teufel half auch noch dabei.“ . . .

Der Roman geht weiter und kostet im Morgenlande, ebensogut wie im Abendlande, außerordentlich viel Geld. Uebrigens kann so etwas ja nie genug kosten; denn nur die Vergnügungen, welche uns ruiniren, haben wirklichen Reiz.

Ich habe von den Zusammenkünften der Männer gesprochen. Ich muß dabei noch bemerken, daß in diesen Unterhaltungen die Politik niemals berührt wird. Man vermeidet sorgfältig alles, was die Harmonie der Gemüther stören könnte. Höchstens spricht man über Tagesneuigkeiten; auch unterhält man sich gern über Reisen, oder über seine abwesenden Freunde, deren Briefe und Verse man einander vorliest. Sodann liebt man es auch, Wortspiele zu machen und unsere an einsilbigen Wörtern sehr reiche Sprache ist zu dieser Art Zeitvertreib außerordentlich geeignet.

Am beliebtesten sind Antithesen, erhabene oder bilder-

reiche Ausdrücke und die Gegenüberstellungen von Worten und Gedanken. Diese Vergnügungen sind sehr an der Mode.

Die Damen spielen viel Karten und Domino, sie wissen bewunderungswürdige Stickereien herzustellen; aber sie lernen nicht singen. Sie besitzen das von den Frauen so hoch geschätzte Hülfsmittel der Unterhaltung, und ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß es auch in China Frauen wie Cälimene und Arsinoe giebt; die Unterhaltung des schönen Geschlechts dreht sich auch bei uns immer um die — liebe Nachbarin. Diese Neigung ist unwiderstehlich. Sie scheint fast eine Art Instinkt zu sein, den man als Beweis für die gemeinsame Abstammung des weiblichen Geschlechts ansehen kann.

Die Liebe zu den Blumen und die Sorgfalt in der Pflege derselben ist ein Zeitvertreib, den ich in Europa nicht so ausgebildet gefunden habe wie in China. Unsere Frauen lieben die Blumen leidenschaftlich; sie idealisiren und vergöttern sie förmlich, und selbst die abgefallenen Blätter flößen ihnen noch sentimentale Poesien ein.

Die europäische Gesellschaft.

Der Hauptunterschied, welcher die europäische Gesellschaft im Vergleich mit der unsrigen charakterisirt, ist der, daß sie unendlich anspruchsvoller ist in Allem, was die Gestaltung ihres Dasein betrifft. Nehmen wir an, die chinesische Gesellschaft wäre plötzlich ebenso schwer zu befriedigen, als die abendländische Welt: ich bin überzeugt, sie würde sich ganz dieselben Genüsse verschaffen. Diese Wahrheit ist unantastbar.

Die Umwandlungen des Geschmacks vollziehen sich jedoch nicht im Handumdrehen, und nichts ist schwerer auszurotten, als langeingewurzelte Gebräuche. Sie müssen zunächst gewissermaßen von selbst in Verfall gerathen, etwa wie ein wurmstichiger Balkon, und ein neues Leben muß die Gesellschaft durchdringen. Es ist ein langsames, methodisches Ersetzungswerk, welches sich nach bestimmten Grundsätzen vollziehen muß, und das zu seiner Ausführung die geduldige Beharrlichkeit der Zeit verlangt.

Meine Landsleute und ich, welche von den Früchten des Baumes im Abendlande gekostet haben, wissen sehr gut, daß diese Früchte schöne Farben haben, und daß sie köst-

lich schmecken, und daß Europa ein bewundernswürdiger Erdtheil ist, der sich vorzüglich zu einem Besuche eignet. Im Grunde jedoch bietet er nur eine Befriedigung in Bezug auf die Vergnügungen, und dieser werden schließlich auch die Zerstreutesten überdrüssig.

Der Europäer ist vor allem stolz auf seine Unterhaltungsmittel und es bedarf für Fremde einer großen Leidenschaft für ernste Dinge, um inmitten dieser verschiedenartigsten Hindernisse an das Studium zu denken. Mein langer Aufenthalt im Abendlande gestattete mir, das Leben der heutigen Gesellschaft, besonders in Paris kennen zu lernen, während ich gleichzeitig das uns vorgezeichnete Programm specieller Studien absolvirte, und man weiß, daß wir unsern Lehrern Ehre gemacht haben. Ich kann also von meiner vergeudeten Zeit wie ein Student sprechen, der sein Examen bestanden hat.

Man hat immer behauptet, die Chinesen wären argwöhnisch. Das Wort kann verschiedenartig ausgelegt werden. Allein man wendet es uns gegenüber gewöhnlich im ungünstigen Sinne an. Das ist ein Fehler. Man müßte sagen: „Wir sind praktisch!" Es ist dies eine Eigenschaft, welche uns bestimmt, den Mittelweg als Wegweiser zum Bessern zu betrachten. Wir verstehen uns nicht auf Ausnahmefälle, und so war es uns auch nicht schwer zu begreifen, daß man sich in der europäischen Gesellschaft entschließen muß, entweder sich sehr zu amüsiren, oder sich sehr zu langweilen. Einen Mittelweg giebt es nicht. Ich möchte den Westen im Gegensatz zu dem Reich der Mitte das Reich der Ausnahmen nennen. Ich bitte um Verzeihung für diesen Ausdruck; aber er giebt vollständig meinen Gedanken wieder.

Die große Civilisation breitet nur Ueberraschungen vor uns aus, keine geordneten Zustände. Sie ist nicht die einheitliche, strahlende Oberfläche des Goldbarrens, wie er aus dem Schmelztiegel hervorgeht; sie ist ein Erz, in dem sich bald Streifen reinen Goldes, bald Mischungen desselben, bald aber auch Kalkverbindungen zeigen, die der Analyse unterworfen werden müssen, um den Goldstaub zu finden, den sie enthalten. Der blendende Luxus erscheint unsern Augen als eine Merkwürdigkeit, aber nicht als ein wahrer Fortschritt.

Um ein Beispiel anzuführen, das meinen Gedanken vollständig klar legt, weise ich auf England hin, welches man gewöhnlich als ein reiches Land bezeichnet, weil es dort viele Millionäre giebt. Das ist ein schwacher Grund in meinen Augen; man kann eigentlich nur sagen: Das Land ist reich an Millionären; also reich an Ausnahmen. Allein man spreche in Frankreich von Engländern, und man wird immer hören: sie sind reich. Es ist dies eine fixe Idee. Man darf sich also auch nicht mehr wundern, daß man bezüglich unserer Sitten auf so viele fixe Ideen stößt, wenn man sieht, wie schon bei einer Entfernung von wenigen Meilen die einfachsten und klarsten Dinge entstellt werden. Es ist die Anwendung des Satzes ab uno disce omnes, eine Formel, mit der man sich immer behilft, weil man nicht die Zeit hat, den Dingen auf den Grund zu gehen. Das „ungefähr“ genügt vollständig. Man nimmt eine Notiz aus der Brieftasche und macht ein Buch daraus: das nennt man dann Ideenübertragung.

Ich habe es mir angelegen sein lassen, fast Tag für Tag die verschiedenen Ereignisse meines Pariser Lebens aufzuzeichnen, und zwar vertheilte ich dieselben in zwei ver-

schiedene Taschenbücher, welche die Titel „Fragezeichen“ und „Ausrufungszeichen“ trugen. Der Leser wird beide leicht erkennen, ich kann mir also die Unannehmlichkeit ersparen, zu erscheinen, als ob ich immer fragte oder mich wunderte.

Ich habe bereits gesagt, welche Gründe unsere Gesetzgeber bestimmten, die Gesellschaft der Männer von der der Frauen zu trennen. Ich habe in Europa und besonders in Paris die Salons der Gesellschaft besucht; ich war entzückt von ihnen. Früher, so erzählte man mir, legte man noch mehr Werth darauf, sich in der schöngeistigen Welt zu begegnen, und die Salons wurden noch häufiger besucht als heute. In den noch vorhandenen bin ich reizenden Frauen begegnet, die sich sehr lebhaft für geistige Angelegenheiten interessirten, zuweilen aus Geschmack, zuweilen aus Methode, entweder um sich an der Politik zu rächen, welche ihre Gatten vollständig in Anspruch nimmt, oder um die Augen von deren Bedeutungslosigkeit abzulenken, wenn sie unheilbar geworden ist.

In den Salons, welche dieses Namens noch würdig sind, besitzt die Frau stets das Uebergewicht des Geistes. Das ist vielleicht die Ursache, weshalb die Salons verschwunden sind. Die Männer, wenig geschmeichelt, in ihrer Unzulänglichkeit gesehen zu werden, hörten auf, an dieser Art Zusammenkünften Geschmack zu finden, wo ihre geistige Schwäche nur zu oft als Zielscheibe diente; man kann ihnen darum nicht gar zu böse sein. Es ist immer außerordentlich unangenehm, von einer geistvollen Frau unter die Beschränkten und Einfaltspinsel gerechnet zu werden. Welch ein wunderbares Ding ist es nicht um den Geist einer Frau. Es ist etwas Unbestimmtes; er ist oberfläch-

lich und tief zu gleicher Zeit, er ist wahrhaft köstlich, und wenn zwei schöne Augen das helle Lachen dieses Koboldes beleben, der gleich dem Schmetterling im Sonnenschein unaufhörlich hin- und herfliegt, so zeigt er sich in einer Vollkommenheit, welche die schwarzen Fracks und ihre Anmaßung vollständig vergessen macht.

Mein Glaubensbekenntniß ist bald gemacht: Es hat zum Ideal den Geist der Frau. Man frage mich jedoch nicht, welchen! Es giebt keinen bestimmten Ausdruck dafür; ich bin ihm bisweilen begegnet; er erschien mir dann stets wie ein blendender Lichtstrahl.

Ich bin ein leidenschaftlicher Bewunderer des Geistes; er ist das einzige, was auszeichnet und befriedigt; alles anderen wird man überdrüssig. Wenn er bei den andern versiegt, bewahrt man noch einen kleinen Vorrath davon, und tröstet sich damit, gern über die Gesellschaft eines ganzen Haufens von Leuten, die niemals etwas erfahren werden von dem, was man empfindet.

Der Geist ist sehr aristokratisch; er ist nachsichtig für den einfachen, gesunden Verstand, der sich seiner Alltäglichkeit bewußt ist; aber wie groß ist seine Verachtung für jenen pedantischen, vielgestaltigen, erborgten, gewissermaßen noch mit dem Etikett versehenen Geist, der einem gekauften Wappenschilde oder einem gar zu unbekannten Orden gleicht. Die Frauen haben eine besondere Gabe, die Echtheit des Geistes zu erkennen, und ich würde es sehr wohl begreifen, wenn man sie bei der Wahl der Akademiker zu Rathe zöge. Wie groß wäre nicht der Ruhm, der erlauchten Gesellschaft anzugehören, wenn man die Stimme der Frauen für sich hätte?

Ich habe regelmäßig besuchten Gesellschaften beigewohnt,

in denen man jedoch gar zu gut wußte, warum man zusammenkam. Jeder hatte Sorge getragen, den lieben Geist zu putzen und seine Flügel zu probiren. Die Worte wurden im Voraus zurecht gelegt, wie der Anzug der Soldaten, welche sich zur Parade vorbereiten. Diese Vorbereitungen sind in der Strategie ganz vorzüglich, aber wenn der Geist einen Feldzug machen will, so muß er auf alles einzugehen wissen. Die Natur ist sein bester Führer. Es ist reizend, wenn man vorher nicht weiß, was man sagen wird; es ist wie ein Spaziergang auf's Gerathewohl. Man ist im Voraus sicher, noch nichts von dem gesehen zu haben, was man in den nächsten Stunden sehen wird; man entdeckt! Aber seine Ueberraschungen vorbereiten, um sich selbst zu überraschen, eine Theaterdekoration in der Eile auffrischen, um sie dann als neu auszugeben, das ist einzig und allein eines Taschenspielers würdig.

Der Geist findet seine Befriedigung nur in dem Natürlichen, dem Unerwarteten; er ist der Zwillingsbruder der Wahrheit, jener großen Unbekannten, welche die Abendländer so verführerisch ausgestattet haben, daß man seine Zeit verliert, sie anzuschauen und ihr Komplimente zu machen.

Mir haben die gemischten Gesellschaften nicht gefallen. Sie sind in die Mode gekommen; aber das ist nicht gut. Ich habe in einem äußerst vornehmen Salon Gesellschaften beigewohnt, welche aus Mitgliedern sehr verschiedener Gesellschaftsklassen zusammengesetzt waren.

Alle Welt hatte dort Geist oder Talent. Ein viel bewunderter Professor gab Definitionen zum Besten; er hielt gewissermaßen Vorlesungen en miniature. Wenn er seine Auseinandersetzungen beendet hatte, schienen die Geladenen

sich einen Augenblick zu sammeln; und dann erfolgten die „Sehr gut!“ und „Sehr richtig!“ wie aus einem Munde. Eines Abends, so erinnere ich mich noch, bat man den berühmten Akademiker um eine Definition der Bescheidenheit und er antwortete, sie ginge aus dem Gefühl hervor, welches wir von unserm wahren Werthe haben Wir haben alle die Richtigkeit und Tiefe dieses Gedankens bewundert.

In demselben Salon verkehrte auch ein Schauspieler, welcher den Geist Anderer mit unendlichem Selbstbewußtsein zum Ausdruck brachte. Ich war erstaunt, diese Persönlichkeit auf einem Ehrenplatze, und Edelleute und Akademiker unter ihm zu sehen. In China beobachten wir eine strenge Etikette in Bezug auf die erworbenen sozialen Auszeichnungen. Man hat mir gesagt, die Etikette sei ein überwundener Standpunkt in Frankreich; ich habe es ohne Weiteres geglaubt.

Die Körperschaft der französischen Akademie steht in außerordentlich hohem Ansehen. Sie erinnert an die Stellung unserer Gelehrten und ist, wie ich glaube, die einzige, deren Ruf niemals eine Anfechtung erlitten hat. Freilich sind auch die Bedingungen, welche erfüllt werden müssen, um ihr anzugehören, stets dieselben geblieben: es genügt, der erste in seinem Fach zu sein. Nur dadurch erklärt sich die Aufrechterhaltung ihres Ranges. Ich bewundere diese Institution von ganzem Herzen. Sie bildet eine Aristokratie der Wissenschaft, deren Palmen von dem Schimmer des Ruhmes umwoben sind.*) Diese Abzeichen sind in der That die einzigen, auf deren Besitz ein Mann

*) Die französischen Akademiker tragen an dem Kragen ihrer Amtstracht Goldstickereien in Form von Palmenzweigen.

mit Recht stolz sein kann; denn sie verleihen eine Ehrenstellung, welche Achtung einflößt.

Die europäische Gesellschaft bildet sich etwas darauf ein, die Frau zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes erhoben zu haben; allein warum findet man in Europa nicht denselben Gebrauch, welcher in China existirt, auf Grund dessen die Frau auch äußerlich die Ehrenstellung ihres Mannes theilt? An den Promenaden- oder Gesellschaftstoiletten der Damen deutet nichts auf den Rang ihrer Herren und Meister hin.

Die chinesischen Frauen tragen, wie ich bereits gesagt habe, die Abzeichen des Grades ihrer Gatten, und ihr Ansehen richtet sich nach der Stellung des Mannes. Dieser Gebrauch könnte, wie mir scheint, mit wirklichem Vortheil auch in Europa eingeführt werden. Er würde den Wetteifer erregen und den verheiratheten Frauen ein Vorrecht verleihen, auf welches sie hohen Werth legen und das von vielen Männern sehr heilsam gefunden werden würde. Es ist sehr gut, wenn der Ehrgeiz der Frau dem Manne zum Vorwande dient, aufwärts zu streben; es ist ferner gut, daß der Mann die Genugthuung habe, seine Frau zu adeln. Das sind kleine Geschenke, welche die Freundschaft unterhalten, jene in der Ehe so seltene Blume, deren Dornen nicht immer ihre Rosen haben.

Der Geist der Gesellschaft erschien mir überschätzt; ich habe ihn in der Gesellschaft des Geistes nicht wiedergefunden. Er setzt sich aus Nichtigkeiten zusammen, deren Zauber sich nicht von selbst aufdrängt. Beim ersten Anblick gefällt er; doch bald werden wir seiner überdrüssig. Es ist ein Klang ohne Harmonie.

Ich habe wahrgenommen, daß die Männer ihre Würde

nicht immer aufrecht erhielten. In Gegenwart der Herrin des Hauses sind sie von ausgesuchter Höflichkeit; aber kaum wissen sie sich allein, so thun sie, als ob sie sich in ihrem Klub befänden und ihr Betragen wird außerordentlich gewöhnlich. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß in Frankreich die Achtung vor Jemandes Rang kritisirt wurde, als ob der letzere nur etwas Aeußerliches wäre. Allein es ist doch unumgänglich nothwendig, auch das zu sein, was man vorstellt; oder die Möglichkeit hört auf, sich über den Sinn der Worte zu verständigen.

Nur das Gesindel rühmt sich laut seines Ranges. Es allein hat seinen Hochmuth bewahrt, welchen Abscheu er auch einflößen möge. Ich habe bei uns im Morgenlande Bettler gesehen, die in ihrer Haltung Königen im Exil glichen, und in Italien bin ich ehemaligen Cäsaren begegnet, deren Mantel aus Lumpen zusammengesetzt war. Das Auftreten dieser Leute war von einer unnachahmlichen Eleganz. Sie würden den Adel ihrer Haltung, der, was man auch dagegen sagen möge, einen gewissen Respekt einflößt, ohne Zweifel sehr bald verlieren, wenn sie uns im Frack begegneten.

Das Kostüm ist von großem Einfluß auf die Sitten. Und nun kommt eins der am dicksten unterstrichenen Fragezeichen in meinem Tagebuche:

Aus welchem Grunde hat man jene herrlichen Kostüme abschaffen können, welche früher alle Klassen und Rangstufen von einander unterschieden? Hat man sich eingebildet, damit die sozialen Auszeichnungen zu zerstören? — Ich fürchte, daß nur die Auszeichnung selbst unter dieser Reform gelitten hat. Kann man sich etwas Unharmonischeres

denken, als eine Gesellschaft von schwarzen Fracks? Wenn uns von Damen die Ehre einer Einladung zu Theil wurde, so hieß es jedesmal: „Aber kommen Sie vor allen Dingen in Ihrem Nationalkostüm. Staffiren Sie sich nicht mit diesem häßlichen schwarzen Frack aus, den unsere Herren und Meister tragen; nehmen Sie nicht unsere Mode an.“ Und man hat uns immer beglückwünscht über die Schönheit unserer Tracht. Ich habe den Glanz unserer Farben, die reiche Pracht unserer Seide und die Achtung gebietende Eleganz unserer Kostüme rühmen hören.

Wunderbare Geschichte! Alle Welt bedauert das Verschwinden der Kostüme und Niemand kommt auf den Gedanken, sie wieder einzuführen. Man tröstet sich mit den Kostümbällen, einer der reizendsten und gleichzeitig nützlichsten Erfindungen in den Amüsements der vornehmen Welt. Ich habe auf ihnen Edelleute von allen Höfen der verflossenen Regierungen gesehen, von dem Jahrhundert Franz I. bis zu den letzten Tagen der Monarchie, wo der Verfall — der Kostüme beginnt. Es war eine geradezu feenhafte Vorführung aus der Weltgeschichte, und wie waren diese Männer mit einem Male vornehm, stolz, groß und voll Adel in ihrer Erscheinung geworden; ganz wie es Männern geziemt! Ich spreche hier natürlich nicht von dem weiblichen Geschlecht, welches zum Glück für die moderne Gesellschaft seine reizenden Toiletten beibehalten hat. Die Mode wechselt freilich häufig genug die Formen; aber sie zerstört sie nicht und bisweilen erweckt sie alte Muster zu neuem Leben, ohne daß man etwas dagegen zu sagen fände. Die Frauen wären niemals auf den Gedanken gekommen, sich einen gleichmäßigen Gesellschaftsanzug aufzuerlegen. Wie haben sie ihn nur bei den Männern zulassen können! Sie

lieben die glänzenden Kostüme nnd gefallen sich darin, sie zu bewundern. . . . Dieses Fragezeichen habe ich vielen Damen zur Lösung aufgegeben, aber sie haben es niemals zu meiner vollen Zufriedenheit zu enträthseln vermocht. Eine derselben gab mir indeß zu bedenken, daß der schwarze Frack sehr bequem . . . zu wechseln sei. Es war ihr aufgefallen, daß in früheren Zeiten das Kostüm auf die politische Partei des Betreffenden hindeutete, und wenn diese Mode bestehen geblieben wäre, so hätten die Männer ihr ganzes Vermögen für Kostüme verwenden können. „Die Mode besteht erst seit der französischen Revolution," fügte sie mit einem Lächeln hinzu; „begreifen Sie nun, Herr Mandarin?" Die Frage war überflüssig, denn die Antwort lag auf der Hand.

Es war mir vergönnt, die großen offiziellen Bälle zu besuchen und dem Sturm auf die Büffets beizuwohnen. Das Schauspiel war im höchsten Grade interessant, und wenn ich nicht über die Art, wie man in der hohen offiziellen Welt ißt und trinkt, schon vorher unterrichtet gewesen wäre, so hätte ich über das Kapitel „Etikette" den folgenden Satz in mein Tagebuch schreiben können: „Wenn die den vornehmsten Gesellschaftsklassen angehörenden Personen von dem Staatsoberhaupt eingeladen werden, so setzen sie sich nicht zu Tisch, sondern sie stürmen mit kriegerischer Wuth darauf los." Ganz in derselben Weise haben die Europäer ihre Notizen während ihrer Reisen gemacht. Um nur ein Beispiel ihrer sträflichen Leichtfertigkeit anzuführen, weise ich auf die Berichte über die Bilder hin, auf welchen die Qualen der Verdammten in der Hölle Buddha's dargestellt sind, die dem europäischen Publikum als Torturen unseres gerichtlichen Untersuchungssystems geschildert wurden.

Diese Schilderungen wären infam, wenn sie nicht gar so lächerlich wären. Doch ich kehre zu den Ausgehungerten zurück, welche des Oeffnens der Flügelthüren harren. Das ist ebenso lächerlich, und ich lade die Anhänger der realistischen Schule ein, sich diese Scene, die man das Handgemenge der schwarzen Fracks nennen könnte, anzusehen. Zuerst ist es ein Strom, der sich brandend über alle Hindernisse hinwegstürzt, und sich über jeden freien Raum ausbreitet. Nach und nach drängt er sich zusammen, bis er schließlich eine kompakte Masse, ein wahres Chaos von schwarzen Rücken, bildet, über denen die von gestärkten Kragen umrahmten kahlen Köpfe durch unbestimmbare Bewegungen die Fortschritte des Haufens andeuten. Dann sieht man, wie die Arme sich erheben, wie die Hände sich dem Ziele nähern, und es ihnen endlich gelingt, die delikaten, mit solcher Gier ersehnten Gerichte zu erreichen, und wie sie schließlich halb zerquetscht in den Mund der glücklichen Sieger gelangen. Dieser erste Erfolg reizt den Appetit.

Beim nächsten Male gelangte die Schale bis an die Lippen, und Mund und Taschen werden gleichzeitig mit Leckerbissen vollgestopft, die sich sonst nur in den geheimsten Winkeln des Magens zusammenzufinden pflegen.

Das ist die Gesellschaft, wie sie von der Rückseite gesehen erscheint. Betrachten wir sie uns jetzt einmal von vorn; denn:

„Mit dem Trinken allein ist es nicht gethan.
Man muß auch wieder heraus aus der Klemme . . .“

und das ist ein neues, ganz eben so interessantes Schauspiel wie das vorhergehende.

Im Vordergrunde wimmelt noch immer die Masse der schwarzen Rücken; das sind die, welche noch nicht an's Ziel gelangt sind, sondern die immer noch kämpfen und drängen. Weiterhin sieht man diejenigen, deren Wünsche schon befriedigt sind, längs der Tische zusammengepreßt, eine Kehrtbewegung versuchen. Ihre imposante Masse setzt sich in Bewegung, man tritt sich auf die Füße, man wird gequetscht, und schließlich entgeht man gestoßen, geschunden, gerädert ... aber vollgestopft diesem Gemetzel. Ich spreche nicht von denen, welche nicht von der Stelle weichen; denn es giebt auch solche, die einen so vorzüglichen Magen haben, daß sie erst von den Lakaien höflichst gebeten werden müssen, den andern Platz zu machen. Ich bin niemals auf einem offiziellen Balle gewesen, ohne einer solchen Schlacht beizuwohnen.

Außer den offiziellen Bällen giebt es dann noch die Bälle in der Gesellschaft. Allein man amüsirt sich dort nicht so gut. Es herrscht ein geschraubter, frostiger, unbehaglicher Ton. Es ist ziemlich schwer, Einfachheit und vornehmes Wesen in der Gesellschaft vereinigt zu finden; wenn man nicht . . . interessirter Tänzer ist, hat man zahlreiche Chancen, sich zu langweilen. Welch gleichgültiges Aussehen zeigt diese ganze große Gesellschaft; bisweilen ist es geradezu eisig! Bei den Tänzen geht es schweigsam zu; einzelne Gruppen plaudern leise; man begegnet sich, ohne daß man den Anschein hat, sich zu kennen, kaum daß man sich flüchtig die Hand drückt. Alle diese Menschen scheinen zerstreut zu sein. Gewöhnlich sucht man eine Person, die sich nicht auf dem Balle befindet. Dieser Zustand ist stereotyp: Jeder hat einen Bekannten, der nicht gekommen ist, und mit dieser Entschuldigung motivirt man

sein Bleiben. Welch' eine Komödie ist doch die Welt der Salons.

Befindet sich zufällig eine wichtige Persönlichkeit dort, so umringt man sie; es bildet sich ein kleiner Hof, ein Vergnügen, welches um so lebhafter empfunden wird, als es ein klein wenig wie eine — erlaubte Verschwörung aussieht, ähnlich wie die Lotterien. Auf diese Weise werden die Regierungen unterstützt, welche zu warten verstehen: das verletzt nicht und hat doch einen gewissen Geschmack. Man hält sich für gefährlich.

Die einzige Gesellschaft, in der man sich wirklich behaglich fühlt, ist die der Künstler. Ich verstehe unter diesem Namen jene bevorzugte Welt, in der man weder adelig noch bürgerlich, weder Beamter noch Advokat, weder Kaufmann, Büreaukrat, noch Rentier, sondern einfach Künstler ist und nichts anderes sein will. Ja ein Künstler sein, das wäre der einzige Ehrgeiz, welcher den Wunsch erwecken könnte, der europäischen Gesellschaft anzugehören.

Man wolle mir diese Vorliebe verzeihen, denn ich sehe wirklich nicht ein, aus welchem Grunde man die Studien der Notare und Anwälte bewundern könnte. Wir haben in China mehr denn vierhundert Millionen Einwohner, welche nichts von ihnen wissen, und unsere Eigenthumsverhältnisse, Urkunden und Kontrakte, mit einem Wort Alles, was sich auf die Geschäfte bezieht, sind trotzdem vollständig geregelt. Meine Bewunderung für die Künstler ist rückhaltlos, denn sie sind die einzigen Menschen, welche nach einem höheren Ziele streben. Sie leben, um zu denken, um dem Menschen seine Größe und seine Erhabenheit über das Gewöhnliche zu zeigen; sie bewegen,

sie begeistern sein Gemüth und wecken seine schlummernden Fähigkeiten, indem sie ihm Werke schaffen, aus denen eine Idee hervorleuchtet. Die Kunst erhebt und adelt Alles. Was kommt es auf den Preis an, der für das Werk bezahlt wird? Ist es die Zahl der Banknoten, welche die Begeisterung des Künstlers entflammt, wie sie den Eifer eines Advokaten anspornt? Nein! Das einzige, was dem Zauber des Goldes gegenüber unempfindlich bleibt, ist die Kunst, wer auch der Künstler sein möge: Sie ist ihrem ganzen Wesen nach frei und deshalb auch allein würdig, geachtet und geehrt zu werden.

Die Künstlerwelt umfaßt eine große Anzahl Künstler verschiedener Klassen, und man sieht dort dieselben sozialen Unterschiede, wie in den andern Gesellschaften. Auch sie hat ihre gottbegnadeten Günstlinge. Die Kunst besitzt sogar in Frankreich, dem Vaterlande der Künstler, ihren König, wenn man dem Helden des Gedankens diesen Titel verleihen will. Sein dichterischer Genius hat seinem Jahrhundert neue Bahnen vorgezeichnet; er wird der Stolz desselben unter so vielen andern glorreichen Namen bleiben.

Alle jene Geister, welche darnach streben, mit ihren Blicken das Licht in dem Gebiet des Idealen zu durchdringen, gehören zu dieser Gesellschaft unabhängiger Männer, welche man Künstler nennt. Ihr Kreis ist exklusiv, er läßt keine falschen Brüder zu, und Niemand kann den Titel Künstler annehmen, ohne es zu sein. Es ist ein Adel, welcher nicht gekauft werden kann. Um meine Ideen hierüber vollständig klar zu legen, füge ich noch hinzu, daß die Künstler aller Länder sich über die Grenzen hinweg die Hände reichen, und so der Politik Trotz bieten, welche

sie zu trennen vorgiebt. Der menschliche Geist, welcher seine Phantasie im kühnen Fluge geübt hat, achtet weder Schlagbaum noch Pässe, je höher die Seele sich erhebt, desto weiter dehnt sich die Menschlichkeit aus, um schließlich ihre Umwandlung in eine allgemeine Brüderlichkeit zu vollenden.

Die klassische Poesie.

Ihre Blüthe periode erreichte die Poesie in China unter der Dynastie der Thang (618—907). Dieses große Zeitalter hat für uns denselben Glanz, wie die Jahrhunderte des Augustus und Ludwig XIV. für das Abendland. Ihre Denkmäler sind unsterblich.

Ich habe einige Proben aus dieser poetischen Periode gesammelt, und lege sie meinen Lesern vor, natürlich mit allen Freiheiten, die einem Uebersetzer gestattet sind.

Besonders in der Poesie genügt es nicht, den Gedanken oder den Gegenstand einer Dichtung wiederzugeben. Man muß auch das Wort selbst, die Stelle, an der es steht, die Gewalt, oder das Leben, welches es einem Gedanken verleiht, und schließlich die Harmonie des Verses und der Strophe in Betracht ziehen. Es sind das Eigenthümlichkeiten, die man nicht übersetzen kann.

Außerdem existirt ein außerordentlicher Unterschied zwischen unserer Sprache und denen des Abendlandes. Die Wendungen des Gedankens sind einander vollständig fremd; es bedarf daher eines großen Maßes von gutem Willen, um chinesische Poesie zu übersetzen, und ich habe es nur

gethan, um häufig an mich gelangten Wünschen zu entsprechen und um wenigstens eine Vorstellung von unsern poetischen Werken zu geben. Zum Glück für mich — wie auch für meine Leser — wurde mir meine Aufgabe sehr erleichtert durch einige Uebersetzungen, welche ich aus der wissenschaftlichen Sammlung des Marquis d'Hervey de Saint-Denys, Mitglied der Akademie, auswählte. Ich habe die Bruchstücke aus dieser Arbeit mit einem Sternchen bezeichnet, obgleich ich annehmen könnte, daß der Leser auch so, ohne Mühe die formvollendete Uebersetzung des Marquis d'Hervey von meiner bescheidenen Arbeit, in der die Worte fast schmucklos aneinander gereiht sind, unterschieden haben würde.

Die ersten Zeiten der Periode der Thangs stehen unter dem Einflusse der Religion, und die Bestrebungen der Dichter gehören mehr der religiösen Philosophie als der sentimentalen Poesie an. Ich gebe nur einige Stellen wieder, um diese erste Epoche zu kennzeichnen.

Andacht.*

„Der Mönch und ich, wir waren uns begegnet,
In einem und demselben Gedanken;
Der Sprache Schätze hatten wir erschöpft,
Und harrten schweigend.
Ich schaute auf die Blumen, unbeweglich wie wir,
Und lauschte den Vögeln, die im Raume schwebten,
Und ich begriff die Wahrheit."

Die Zelle.*

Das reine Licht eines schönen Morgens
Dringt schon in das alte Kloster ein.
Der hohen Bäume leuchtende Gipfel
Künden bereits die neue Sonne an.

Doch auf geheimnißvollen Wegen
Gelangt man nach dem einsamen Orte,
Wo unter Blumen und Grün
Die Zelle des Priesters versteckt liegt.

Wie man sieht, sind diese Fragmente schon mehr Themata, die einem Dichter als Vorwurf dienen könnten. Man wolle auf die Tiefe des Gedankens achten, welchen die erste dieser beiden kleinen Proben behandelt. Er ist vom reinsten Spiritualismus durchweht und bietet in wenig Worten die Lösung der erhabensten Fragen der religiösen Philosophie.

Diese Periode war nicht von langer Dauer. Sie erlosch mit dem Einfluß des Buddhismus, und die Poesie schöpfte wieder frische Lebenskraft aus dem Scepticismus, dessen Zweifel und Entmuthigungen sie von neuem belebten:

*Ich versinke in tiefe Grübelei:
Wie lange währen die Jugend- und Mannes-Jahre?
Und was können wir gegen das Greisenalter?

Diese Verse sind von Tu-Fu, dem größten Dichter China's, den man mit dem Beinamen „Gott der Dichtkunst" belegt hat. Ich werde einige seiner Werke wiedergeben. Die meisten von ihnen sind von schwermüthigen Gedanken durchweht. Er vergleicht die Zukunft in seinen Versen mit einem Meer ohne Horizont. Der Anblick der Ruine eines alten Palastes erregt seine Traurigkeit und bewegt ihn zu folgenden Strophen:

*Ich bin bewegt von tiefer Traurigkeit
Und lasse in das dichte Gras mich nieder.
Ich beginne einen Gesang, in dem mein Schmerz zum Ausbruch kommt.

Die Thränen übermannen mich und fließen reichlich . . .
Ach, wer könnte lange wandeln
Auf dem Wege des Lebens,
Den jeder für sich durchläuft?

Der derselben Periode angehörende Dichter Li-taï-pe ist philosophischer. Er tröstet uns über die Misère des Lebens.

*Hört dort unten im Mondenschein
Den Affen, welcher zusammengekauert,
Einsam auf einem Grabe weint!
Und jetzt füllet mein Glas:
Es ist Zeit, es mit einem Zuge zu leeren!

Derselbe Dichter zeigt uns in den folgenden Strophen, daß schon zu seiner Zeit, d. h. im siebenten Jahrhundert, der Soldat eine bevorzugte Rolle spielte:

*In seinem ganzen Leben öffnet er nicht ein einziges Buch,
Aber er versteht sich auf die Jagd
Er ist geschickt, stark und muthig.
Wenn er galoppirt wirft er keinen Schatten.
Wie stolz und hochmüthig sieht er aus.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie groß ist doch der Unterschied
Zwischen unsern Gelehrten
Und diesen unerschrockenen Spaziergängern!
Jene ergrauen über den Büchern,
Hinter aufgezogenen Vorhängen,
Und, in Wahrheit, zu welchem Zweck?

Unter den elegischen Dichtern strahlt Tsom-Ming-Tong in hellem Glanze; seine Muse stellt ebenso wie die Li-taï-pe's trübe Betrachtungen an; dann verherrlicht sie aber auch den Wein und die Blumen, ohne Zweifel aus Resignation.

*Jedes Jahr hat nur einen Frühling
Und doch wie viele Hundertjährige
Sieht man im Laufe von hundert Jahren?
Wie oft können wir uns berauschen
Inmitten der Blumen?
Wenn auch dieser Wein theuer wäre,
Brauchte man doch nicht den Preis zu bedauern!

Die Natur hat ebenfalls ihre Sänger, und es fehlt nicht an poetischen Beschreibungen der Berge und Thäler.

„Die Sonne hat, um zur Ruhe zu gehen,
Die hohen Bergesketten überschritten.
Bald werden alle Thäler
Im Abendschatten untertauchen.
Ueber den Tannen steigt der Mond empor
Und bringt frische Lüfte mit.
Der flüsternde Wind und die rieselnden Bäche
Erfüllen mein Ohr mit zaubrischen Tönen.

An einer andern Stelle lesen wir Gedichte, in denen das Glück der Freundschaft im Gegensatz zu den Schmerzen der Trennung geschildert wird.

Denken wir nur, unsere Lauten zu stimmen,
So lange wir zusammen sind,
In diesen glücklichen Räumen.
Ich will nicht an die vor mir liegenden Wege denken,
Ehe nicht die Stunde der Trennung gekommen,
Wenn der strahlende Mond verschwunden ist,
Hinter den hohen Bäumen.

Die Verbannung ist für das chinesische Volk ein grausamer Schmerz. Die in Folge der Palastrevolutionen in Ungnade gefallenen Dichter haben das ganze Leid derselben in wunderbaren Versen geschildert.

Immer neue Völker und Flüsse
Ziehen an meinen Augen vorüber.
Doch ach, mein armes Heimathsdorf,
Will sich nicht zeigen;
Während der große Kiangstrom
Seine Fluthen reißend gen Osten wälzt,
Werden die Tage des Verbannten immer länger,
Und scheinen kein Ende nehmen zu wollen.

Dieses Fragment ist von Tu-fu, welcher in der Verbannung starb und seine Qualen in Gedichten von unnennbarem Zauber zum Ausdruck brachte. Er stellte sie in allegorischer Form dar. In der folgenden Probe wird man den Schmerz des Dichters geschildert finden.

Die Verlassene.

Eine Frau von strahlender Schönheit,
Aus edlem Geschlecht hervorgegangen,
Hat sich in die Einsamkeit der Berge zurückgezogen,
Wo sie verlassen inmitten der Blumen,
Ihrer einzigen Gefährten, lebt.
Eines Tages, so erzählte sie,
Brach ein Aufruhr an den Grenzen des Reiches aus.
Meine Brüder wurden erschlagen!
Ach, warum wurden sie für die Ehre erzogen!
Wir konnten nicht einmal ihre Gebeine sammeln.
Alles muß einst ein Ende nehmen!
Die Thaten eines Helden gleichen
Den Strahlen der Flamme,
Die ein Hauch auslöscht.
Mein Gatte, der ungetreue, hat mich verlassen,
Und seine neue Frau ist schön wie ein Edelstein.
Er hat nur Blicke für das Lächeln dieser Frau
Und ist unempfindlich für meine Seufzer.
So strömt der flüssige Krystall der Quelle,
Verdunkelt aus dem Innern des Berges.

Die Magd hat meine Perlen verkauft,
Und das Dach meiner Hütte
Mit Stroh gedeckt . . .
Ich pflücke Blumen, doch werde ich nimmer
Mein dunkles Haar damit schmücken.
Ich sammle selbst mit meinen Händen
Das dürre Holz,
Und um der Kälte trotz zu bieten,
Habe ich nichts, als mein dunkles Kleid.
Allein ich lehne mich gegen den Bambus
Und warte,
Die trüben Augen auf die untergehende Sonne gerichtet.

Auf der Reise.

Zwischen den Ufern, besät mit Blumen,
Mit denen der Zephir spielt,
Treibt mein einsames Schiff dahin.
Nur der Mast wirft seinen Schatten
In der einsamen Nacht.
Das gestirnte Firmament eröffnet
Den Blick in das unendliche Weltall;
Das Mondlicht bricht sich in tausend Strahlen,
Die auf den schimmernden Wogen dahinfließen.
Und ich gedenke, daß Ruhm und Ehre
Sich nicht allein auf Talente gründen . . .
Das Alter kann Ungnade verursachen.
Und heute irre ich im Weltall umher,
Und gleiche dem Schwan auf den Wassern.

Heimkehr und Lebewohl.

Der Abend und der Morgenstern,
Begegnen sich nicht,
So sagt man, ist es auch mit den Menschen.
Was ist denn dieser Abend,
Der uns beide vereinigt
Beim Schein der Lampe?

Wie lange hat die Zeit der Jugend gedauert?
Unser Haar ist schon gebleicht;
Die alten Freunde, nach denen wir fragen,
Sind, ach, schon lange todt.
Wer hätte vor zwanzig Jahren geglaubt,
Daß ich in dein Haus zurückkehren würde?
Als ich dich verließ, warst du nicht vermählt . . .
Und jetzt ist die Zahl deiner Kinder groß.
Dort kommen sie mit fröhlichem Lächeln,
Sie nennen mich ihren Onkel
Und fragen, woher ich komme.
Während des Geplauders mit den Deinigen
Ist das Festmahl schon angerichtet.
Du selbst hast das Gemüse geschnitten,
Während des nächtlichen Regens,
Und den Reis der neuen Ernte für mich zubereitet.
Da wir uns nach so vielen Mühsalen wiederfanden,
Sagtest du, ich müßte zehn Tassen trinken . . .
Doch nicht um mich zu berauschen,
Sondern um mich empfinden zu lassen,
Die Gluth deiner alten Freundschaft.
Ach, morgen schon werden wir wieder getrennt sein
Durch zahllose Berge,
Und die Welt wird kein Ende für uns haben."

Diese kleinen Gedichte zeigen nicht den ehrgeizigen Flügelschlag der lyrischen Poesie; allein sie haben eine gewisse Einfachheit in der Form bewahrt, welche sich nur in den Werken der Alten findet. In unsern Gedichtsammlungen befinden sich jedoch nicht nur kleine Poesien, sondern wir besitzen auch zahlreiche Gedichte, in denen das Interesse der Handlung sich mit dem blendenden Glanz des Styls und dem Reichthum der Farbe vereinigt. Als Beispiel will ich eins derselben von dem Dichter Pe-Ku-Hi anführen. Sein Titel heißt: Die Liebe.

Die Liebe.

Der Kaiser Ming-Noang hätte gern
Die vollkommenste Schönheit seines Landes besessen.
Doch während vieler Jahre
Blieb sein Suchen fruchtlos.
Allein die Familie Yong besaß
Ein junges Mädchen von strahlender Schönheit.
Doch sie wohnte bei den Eltern, und Niemand kannte sie.
Aber die von der Natur geschaffene Schönheit
Kann nicht verborgen bleiben;
Sie wurde auserwählt und zum Kaiser geführt.
Tausendfache Anmuth strahlte aus ihrem Lächeln,
Die gefeiertsten Schönheiten des Hofes erbleichten neben ihr.
Wenn sie in des Frühlings Morgenfrische
Im Teiche von Hoa-Tseing badete,
Hätte man glauben mögen, ihr Körper sei durchsichtig;
Und wenn sie dem lauen Wasser entstieg,
Schien sie sich wie ein ideales Wesen ohne Schwere zu erheben.
Des Herrschers Huld ward ihr in reichem Maße zu Theil.
Gleich Wolken umwogte sie ihr langes Haar,
Ihr Antlitz strahlte wie der Blumen Glanz,
Und wie beflügelt war ihr Schritt.
Zu schnell verflossen in ihrer Gegenwart die Stunden;
Selbst auf der Reise mußte sie den Kaiser begleiten,
Und Alles gehörte ihr,
Ein goldenes Schloß ließ ihr der Kaiser bauen,
Und Gartenhäuschen von edlen Steinen;
Ihre Geschwister wurden geadelt
Und ihre Familie zu hohen Ehren erhoben.
Vom höchsten Thurm des Schlosses
Vernahm man die Harmonie ihrer fröhlichen Musik,
Und Tanz und Gesänge
Entzückten alle Augenblicke den Kaiser.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich hört man die Trommeln wirbeln,
Ein Aufruhr ist ausgebrochen,

Der die Fröhlichkeit unterbricht.
In der Ferne jenseits der Städte erhebt sich der Staub;
Die Wagen und Pferde stürmen gen Süd-Osten.
Schon mehr als hundert Meilen hat
Das kaiserliche Gefährt durcheilt.
Es wird angehalten;*) alle weigern sich, den Marsch fortzusetzen.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Der Kaiser muß sich zu dem Tode seiner Geliebten entschließen;
Alle ihre Edelsteine sind auf der Erde zerstreut;
Das Gesicht mit beiden Händen bedeckt,
Weint der Herrscher blut'ge Thränen,
Während er diesem traurigen Schauspiel beiwohnt,
Ohne die, welche er liebt, retten zu können.
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Inmitten des gelben Staubes,
Den ein heftiger Wind aufwühlt,
Gelingt es endlich auf steilen, gewundenen Wegen,
Einen Halteplatz zu gewinnen.
Am Fuße des Berges sind die Reisenden selten;
Die Fahnen glänzen nicht mehr unter der bleichen Sonne,
Die blauen Wogen des Flusses, das Grün der Felder
Vermehren noch die Traurigkeit des Kaisers.
Sein Herz will brechen; beim klaren Schimmer des Mondes
Krampft es sich zuckend zusammen.
Endlich kehrt der Kaiser in die Hauptstadt zurück;
Als er an dem Grabe vorbeikommt,
Wo die Heißgeliebte ruht,
Und das seinem Herzen so theure Antlitz nicht mehr sieht,
Bleibt er unbeweglich halten,
Und Herrscher und Diener sehen sich an,
Die Augen voll von Thränen.
Im Schlosse weckt der Anblick der Erinnerungszeichen,
Die alle unverändert geblieben,
Von neuem seine Seufzer.

---

*) Die Schönheit der Favoritin hatte die neidische Lüsternheit eines mächtigen Nachbarn entflammt. Um den Krieg zu verhindern, wurde der Kaiser gezwungen, seine Geliebte zu opfern.

Die Pfingstrosen rufen ihm die Frische ihres Teints
Und die Weiden ihre Augenbrauen zurück;
Und von neuem fließen seine Thränen.
Die gelben Blätter bedecken die Wege des Gartens
Und das Haar der Musikanten scheint gebleicht.
Die Diener sind alt geworden.
Des Abends beleben Glühwürmchen
Die Wüstenei ringsum,
Und die Lampen erlöschen;
Doch der Kaiser findet keinen Schlaf.
Wie lang die Abende sind!
Er zählt die Stunden bis die Sterne erbleichen.
Der Frost überzieht die Dächer mit Reif.
Sein Lager dünkt ihm kalt wie Stein.
Jahre schon währte die Trennung,
Und nie ist, ach, der Geliebten Seele
In seine Träume zurückgekehrt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Priester von Ling-Kung
Der die Macht besaß, mit Geistern zu verkehren,
Hörte, daß der Kaiser von Liebesgram gequält sei,
Und bot ihm seine Dienste an,
Den Geist der Geliebten aufzusuchen.
Er durchmißt den Raum; er schreitet wie die Blitze
Ueber die Wolken dahin.
Er steigt in den Himmel, er dringt in die Tiefen der Erde,
Doch nirgends in der Unendlichkeit findet er den Geist der Geliebten.
Mit einem Male hört er, daß es im Meere
Einen von Unsterblichen bewohnten Geisterberg giebt.
In seinen durchsichtigen Hallen,
Die bis in die Wolken hineinragen,
Weilen Frauen von hoher Schönheit.
Eine von ihnen trägt den Namen der Geliebten;
Ihr Antlitz hat denselben Glanz
Und wie der ihre ist ihr Leib von Schnee.
Alsbald begiebt er sich dahin und klopft an die Thür
Von Edelsteinen, im Westen des goldenen Hauses,

Und nennt seinen Namen . . . . .
Als die Favoritin in ihrem Schlummer vernimmt,
Daß der Abgesandte des Kaisers
Nach ihr fragt, verläßt sie mit einem Sprunge ihr Götterbett.
Hastig legt sie ihre Gewänder an,
Und eilt durch die Perlenvorhänge,
Welche sich bei ihrem Nahen öffnen.
Gleich Wolken umwogt sie ihr Haar;
Sie sieht aus, als ob sie noch schliefe.
Der leichte Wind schwellt ihre weiten Aermel,
Die sich noch der fröhlichen Tänze von früher erinnern.
Die Thränen flossen über das traurig schöne Antlitz.
Sie glich der Schneeblume,
Nach erfrischendem Morgenregen.
Mit zärtlichem Blick, die Augen auf den Boten geheftet,
Fragt sie nach dem Ergehen des Kaisers,
Und dankt ihm, daß er noch an sie gedacht.
Sie sagt, daß seit der Trennung
Unendlich Alles ihr erschienen sei.
Die Zeiten der Gunstbezeugungen und der Liebe waren vorbei,
Sie fand Gefallen an der Unendlichkeit ihres Aufenthaltes.
Bisweilen beugt sie sich herab
Und läßt die Blicke nach der Hauptstadt schweifen,
Doch hat nur Staub und Nebel sie gesehen.
Alsdann überreicht sie dem Boten
Eine Nadel und ein goldenes Armband,
Um es dem Kaiser zu übergeben,
Als Zeichen ihrer Liebe.
Wenn das Herz des sterblichen Kaisers, sagt sie,
So rein ist als dieses Gold,
So können wir uns wiedersehn,
Trotz der Grenzen zwischen Himmel und Erde.
Im Augenblick des Scheidens
Vertraut sie dem Boten einen geheimen Wunsch,
Den er dem Kaiser wiederholen soll:
Er möge sich erinnern,
Daß sie am siebenten Tage des siebenten Monats,

Inmitten der Stille der Nacht ein Gelübde gethan,
Sie möchten im Himmel verwandelt werden
In zwei Vögel, die stets zusammenfliegen,
Und auf Erden in zwei verschlungene Zweige,
Desselben Baumes,
Und daß sie gesagt hätten:
„Die Ewigkeit kann ein Ende haben,
Doch unsere Liebe nicht!“

Dies ist eins unserer schönsten Gedichte. Die gebildeten Leser werden das zarte und tiefe Gefühl herausfinden, welchem die Legende ihren Ursprung verdankt. Sie werden in dieser Liebe dieselbe Leidenschaft erkennen, welche die Herzen aller weiblichen Heroen der Liebe schlagen machte. Der Kaiser und seine Favoritin liebten wie Romeo und Julie, wie Faust und Margarete; sie verdienen in das Dante'sche Paradies, in das große Licht der Unsterblichkeit einzuziehen.

Unter den Werken Li-taï-pe's finde ich noch einige kleine Gedichte von einfachem Charakter, die ich mir noch anzuführen erlaube.

Die Nacht bei einem Freunde.

Ich bin am Abend hinabgestiegen
Von einem mit Grün bedeckten Berge.
Der Mond begleitete mich auf meinem Wege,
Und als ich mich umwandte,
Um auf die durchwanderte Strecke zurückzublicken,
Sah ich nur eine mit dichtem Grün bedeckte Ebene.
Du nahmst mich bei der Hand;
Du führtest mich nach deiner ländlichen Wohnung.
Deine Kinder kamen und öffneten,
Als wir den Bambuspfad durchschritten hatten,
Dessen Schlingpflanzen hie und da

An meinem Reisekleide haften blieben.
O, du holde Gastfreundschaft!
Welch' köstlichen Wein wir trinken!
Mit lautem Gesang
Begleiten wir die Harmonie des Windes,
Der durch die hohen Bäume zieht,
Wie das Brausen ferner Wasserfälle.
Und wenn unser Gesang beendet ist,
Gewahren wir, daß die Gestirne
Zu erbleichen beginnen.
Dann unterliegen wir beide dem Schlummer
Und haben das Weltall vergessen.

Von demselben Dichter führe ich noch die folgenden Verse an; sie bilden ein Genre, welches zahlreiche Nachahmungen erfahren hat. Das Gedicht bringt die Gedanken einer Frau zum Ausdruck, deren Mann abwesend ist. Der Titel heißt:

Der Frühling.

Das Gras ist zart und grün
Wie Seidenfäden.
Der Maulbeerbaum öffnet alle seine grünenden Blätter.
Das ist die Zeit, wo du an die Heimkehr denken solltest.
Mein Herz vergeht vor Traurigkeit.
Doch warum ist der Zephyr, den ich nicht kenne,
Nur bei mir eingekehrt?

Hier ein anderes Beispiel dieser Art von Gedichten:

Das Licht über den Bergen
Verdunkelt sich nach und nach im Westen,
Und sanft im Osten steigt der Mond empor.
Ich löse mein Haar auf
Und öffne weit die Fenster,

Die frische Nachtluft einzulassen.
Der schmeichelnde Wind trägt mir den süßen Duft
Der Wasserrosen zu,
Und von den Bambusblättern hör' ich fallen,
Tropfen für Tropfen den Thau.
Ich wollte meine Laute nehmen
Und spielen Aber ach!
Niemand kann mich hören noch verstehen.
Das macht, weil du
In meinen Träumen und Gedanken schwebst,
Bei Tage und bei Nacht.

Auch die Beschreibungen haben den Geschmack unserer Dichter angeregt; aber in diesem Genre muß man vollkommen sein, um nicht Langeweile oder Eintönigkeit hervorzurufen. Es giebt sehr viele Originalwerke, welche verdienten bekannt zu werden, ich citire jedoch nur eins von ihnen, wie man es ähnlich wahrscheinlich vergeblich in den Dichtungen des Abendlandes suchen würde. Ich führe es an als ein Meisterwerk dieses Genres:

Die Laute.

Nach den Ufern des Flusses Tschang=Yang
Geleitete ich bei Nacht einen Freund zurück.
Die Bäume und das Schilf,
Vom Herbstwind bewegt,
Flüsterten traurig.
Ich war vom Pferde gestiegen und begleitete
Meinen Freund auf sein Schiff.
Wir wollten noch ein letztes Mal trinken,
Bevor wir Abschied nahmen.
Doch ohne Musik waren wir nicht fröhlich,
Und fünf Minuten nur trennten uns von dem Abschiede.
Der Mond übergoß den Strom

Mit schwermüthigem Licht.
Plötzlich hören wir den Ton
Einer Laute
Mein Freund und ich vergaßen die Stunde der Abreise,
Und indem wir den Tönen folgten,
Suchten wir den Spieler zu entdecken.
Wir treiben unser Schiff heran: Wir rufen.
Allein die Töne schweigen, man zögert
Uns zu antworten.
Doch unsere Einladung ist dringend;
Wir wiederholen sie und decken von neuem den Tisch;
Die Lampen werden angezündet.
Endlich erkennen wir eine Frau,
Deren Gestalt halb von der Laute verborgen ist.
Sie willigt ein, auf unser Schiff zu kommen.
Die ersten zitternden Töne,
Als sie die Saiten stimmt,
Drücken schon ein Gefühl aus:
Jeder Ton ist gedämpft, aber ausdrucksvoll;
Verschleiert wie von Traurigkeit.
Dann beginnt sie zu spielen.
Die Griffe bilden Windungen auf den Saiten;
Sie kommen und gehen;
Sie steigen die Oktaven auf und nieder.
Die tiefen Saiten rauschen wie die Fluth;
Die oberen flüstern leise.
Plötzlich werden die Töne lebendiger;
Man glaubt einen Perlenregen zu vernehmen,
Der auf eine Marmorplatte fällt.
Die Skala gleicht dem Gesang der Nachtigall,
Oder dem Sturz des Wasserfalles.
Die Pausen drücken eine eisige Traurigkeit aus.
Das Ende der Melodie gleicht einem zerbrochenen Gefäß,
Aus dem das Wasser reichlich strömt hervor.
Es gleicht auch dem Zusammenstoß von Reitertruppen,
Wenn Panzer und Lanzen aufeinanderklingen.
Zum Schlusse führt sie den Bogen über die Saiten,

Die unter einem einzigen Strich erzittern.
Wie wenn man ein Stück Zeug zerreißt.
Auf allen Schiffen im Osten und im Westen
Ist es in diesem Augenblicke still, man sieht nur
Den Schein des Mondes auf der Oberfläche des Wassers.
Sie hat aufgehört und sich erhoben, um ihre Wirthe zu begrüßen.
Sie erzählt, daß sie aus der Hauptstadt ist.
Mit dreizehn Jahren hat sie die Laute spielen gelernt,
Und ihr Name ist einer der ersten
Unter den Künstlerinnen geworden.
Ihre Stücke entzückten die Kenner,
Sie erregte die Eifersucht aller Frauen.
Alle jungen Leute der Hauptstadt bewunderten sie;
Jedes ihrer Stücke wurde
Mit unschätzbaren Geschenken bezahlt.
Die Edelsteine füllten ihre Wohnung.
Wie oft wurde auf ihren rothen Röcken
Der Wein vergossen!
Das Jahr verging in Festen,
Der Frühling und der Herbst verflossen,
Ohne daß sie es bemerkte.
Ihr Bruder ist zum Militär gegangen,
Ihre Mutter ist gestorben;
Von Tag zu Tag ist ihre Jugend dahingewelkt
Die Wagen und Pferde vor ihrer Thür
Sind seltener geworden
Und sie hat sich entschlossen,
Sich mit einem Kaufmann zu verheirathen.
Doch dieser Kaufmann liebt nur das Geld;
Er hat kein Gefühl für die Schmerzen der Trennung.
„Vor einem Monat zog er fort, um Thee zu kaufen.
Seit seiner Abreise hüte ich allein das Schiff,
Um welches der Mond und das Wasser
Eine furchtbare Kälte verbreiten.
Heute Abend, als ich meiner frohen,
So glücklich verlebten Jugend gedachte,
Habe ich geweint,

Und gespielt, um mich zu zerstreuen."
Ich hatte Sympathie empfunden,
Als ich das Spiel der Künstlerin hörte;
Aber nach ihrer Erzählung mußte ich seufzen.
Wir alle sind die Ausgestoßenen des Weltalls;
Brauchen wir uns zu kennen,
Ehe wir uns begegnen?
Auch ich habe seit einem Jahre die Hauptstadt verlassen;
Ich lebe krank in meinem Exil,
Wo es keine Musik giebt.
Während des ganzen Jahres habe ich keinen melodischen Ton gehört,
Meine Wohnung am Ufer des Flusses ist sumpfig;
Gelbes Schilf und Bambusrohr umgeben sie.
Wißt ihr, was ich Tag und Nacht höre:
Weinende Vögel und seufzende Affen.
Trotz der Blumen des Frühlings und des Herbstmondes
Gieße ich den Wein stets allein in mein Glas.
Wohl höre ich den Gesang der Bergbewohner,
Und den Ton der Schalmeien aus dem Dorfe;
Aber diese Musik betäubt mich,
Ohne mir Freude zu machen
Heute Abend, als ich deine Laute vernahm,
War es mir als hörte ich
Den Gesang der Engel, und ich war entzückt.
Spiele noch ein Lied, ich bitte dich,
Damit ich diese glückliche Begegnung niederschreiben kann.
Gerührt durch meine Bitte spielte sie stehend.
Ihr Gesang war traurig; die ganze Zuhörerschaft
War bewegt, und ich selbst habe geweint.

Dieses Gedicht enthält einen Gedanken, welcher in China in großem Ansehen steht. Er wird dem Leser ohne Zweifel aufgefallen sein.

„Wir alle sind die Ausgestoßenen des Weltalls;
Brauchen wir uns zu kennen,
Ehe wir uns begegnen?"

Es ist dies eine tief schwermüthige Betrachtung, in welcher das allgemeine Prinzip der Gleichheit aller Menschen vor dem Schmerz sich kundgiebt. Aber welche Energie zeigt sich in dem Ausdruck dieses Gedankens!

Ich schließe mit Bedauern diese flüchtige Skizze unserer poetischen Werke. Ich wünschte, sie hätte dem Leser eine Idee von dem Charakter unserer nationalen Poesie gegeben und werde mich glücklich schätzen, wenn diese Fragmente ihm gefallen haben.

Morgenland und Abendland.

Der größte Theil der berühmten Erfindungen, welche die Civilisation verwandelt und Umwälzungen in den Ideen hervorgerufen haben, gehört gewöhnlich nicht den von ihnen begünstigten Nationen an.

Es ist Thatsache, daß eine Idee, sobald sie zum Ausdruck gelangt ist, der ganzen Menschheit angehört. Indessen begreift man, daß ein Volk auf seine Entdeckungen stolz ist, wenn dieselben einen Fortschritt bedeuten.

Die verschiedenartigen Anwendungen des Dampfes und der Elektricität sind wunderbare Erfindungen, bei denen fast alle Nationen des Abendlandes mitgewirkt haben. Aber es giebt auch andere, nicht minder kostbare Entdeckungen, welche oft aus sehr fernen Quellen stammen, deren Lauf man bis zu ihrem Ursprung verfolgen kann.

Dahin gehören z. B. die exakten Wissenschaften, die erfunden zu haben kein Land des Westens sich rühmen darf; es gehören ferner dazu die alphabetischen Zeichen, welche zur Darstellung der Laute dienen; die schönen Künste, die ihre Meisterwerke im fernsten Alterthum haben; die modernen Sprachen selbst, deren Wurzeln sich in einer

gemeinsamen Quelle, dem Sanskrit, zusammenfinden; die Eigenschaften des aus dem Orient eingeführten Magnetismus, aus dem die Kunst der Schifffahrt hergeleitet wurde; und schließlich gehören auch die verschiedenen Arten der Literatur, welche alle, ohne jede Ausnahme, in der alten Welt ihren Ursprung haben, hierher. Die Dichtkunst in allen ihren Formen, von dem Heldengedicht bis zur Idylle, das Drama und das Lustspiel; die Kunst der Rede, die Fabel, die Metaphysik und alle ihre Abzweigungen, die Gesetzgebung, die Politik und ihre zahlreichen Institutionen, sie alle sind ebensoviele Abarten, welche durch Meisterwerke repräsentirt werden, deren Ursprung zweitausend Jahre vor das große Jahrhundert Ludwig's XIV. fällt.

Vor etwa sechshundert Jahren waren die abendländischen Nationen in das tiefe Dunkel der Unwissenheit gehüllt; mehrere von ihnen waren noch gar nicht gegründet, und diejenige, welche heute im hellsten Glanze des Ruhmes strahlt, war eine verschwindend kleine Macht.

Das sind eigenthümliche Betrachtungen: sie sind vor allem wichtig für einen Chinesen, der gewiß auch einiges Recht hat, seinen Theil an Wunderwerken in die Wagschale der Welt zu werfen, in welcher die der Menschheit erwiesenen Dienste abgewogen werden.

Wenn man erwägt, wie geringe Verbindungen wir mit den andern Völkern gehabt haben, so wird man zugeben müssen, daß es mindestens überraschend ist, daß wir Alles, was wir kennen, gekannt haben. Man giebt gewöhnlich zu, daß mit Ausnahme der Astronomie und der Geographie, alle Wissenschaften, welche wir besitzen, das Resultat unserer eigenen Forschung sind. Man giebt ferner zu, daß kein Volk auf dem Erdball existirt, welches den Besitz eines

Civilisationssystems als ein Recht für sich in Anspruch nehmen, welches behaupten könne, sich aus sich selbst heraus entwickelt zu haben, und, mit einem Worte, ein originales Volk zu sein. Nur wir allein können diesen Ruhm für uns in Anspruch nehmen. Wir haben Niemand nachgeahmt. Eine chinesische Civilisation giebt es nur in China!

Wenn man z. B. unser Theater studirt, so wird man in ihm dieselbe Originalität erkennen, wie in dem der Griechen.

Ich hoffe nächstens Gelegenheit zu finden, den Leser mit den hauptsächlichsten Werken desselben bekannt zu machen, obgleich bereits namhafte Gelehrte, unter anderen Stanislaus Julien, verschiedene Bruchstücke veröffentlicht haben. Diese Arbeiten genügen jedoch nicht, um den eigenartigen Geist unserer Literatur zu kennzeichnen. Dieselbe bietet in mancher Hinsicht Vorzügliches und würde den Abendländern sehr viel Gelegenheit zum Studium gewähren.

Vor allen Dingen liegt mir daran, auf den Umstand hinzuweisen, daß wir eine Welt für uns auf dem Erdball bilden, und daß es sich für den aufmerksam Beobachtenden einzig und allein darum handelt, zu ergründen, ob nicht zwischen dem Morgenlande und den Ländern des Westens eine Urcivilisation geherrscht hat, welche ihre Zweige in der einen oder der andern Richtung, oder auch unter einer anderen Form ausgebreitet hatte. Sollte nicht eine gemeinsame, aus den verschiedenen Gipfeln eines, eine Art Wasserscheide bildenden Gebirgskammes sprudelnde Quelle existirt haben, die sich in zwei entgegengesetzten Gebieten nach dem Orient und Occident ausbreitete? Ich habe mich mit dem Plane, diese Wahrnehmungen zu veröffentlichen, schon getragen, seitdem ich mir das Vergnügen gemacht

habe, die Literaturen Europa's und ihre Geschichte zu studiren.

Diese Hypothese ist wenigstens annehmbar. Man müßte sonst voraussetzen, daß die verschiedenen, das Menschengeschlecht bildenden, durch irgend eine große Umwälzung zerstreuten Stämme sich nach und nach durch unausgesetzte Arbeit erhoben, die Schätze der Wissenschaft mühsam gesammelt hätten, und so in einer Folge ununterbrochener Fortschritte zu dem jetzigen festen und beständigen Zustand gelangt seien.

Ich sehe nur diese beiden Arten, die Wege unserer Geschicke zu ergründen: entweder wurde die in ihren bezüglichen Wohnsitzen etablirte menschliche Gesellschaft durch eine plötzlich offenbarte Erkenntniß erleuchtet und in den Besitz aller aktiven Kräfte ihrer Intelligenz gesetzt; oder die sie suchte, tastend, isolirt den Weg in eine günstige Gegend, um sich dort niederzulassen und ihre Zukunft zu begründen.

Das sind die beiden einzigen, annehmbaren Hypothesen, und ich wüßte nicht, welcher ich den Vorzug geben sollte. Wenn es wahr ist, daß die gegenwärtig erlangte Civilisation das Ergebniß unaufhörlicher Arbeit des menschlichen Geschlechtes war, wie viel Jahrhunderte mußten dann verfließen, ehe ein Gesang Homer's oder ein Buch des Confucius zu Stande kam! Wie viele Existenzen müssen dann nicht erst über die Erde dahingegangen sein, bevor die ersten Civilisationsversuche gemacht wurden! Wie viele Laute müssen nicht erst das Echo geweckt haben, ehe alle die regelrecht construirten Sprachen, die gelehrten Grammatiken, die tausendfachen Formen der Poesie und der Literatur begründet wurden! Man wird vom Schwindel

erfaßt, wenn man die unendliche Summe dieser Arbeiten in's Auge faßt!

Und wenn dem so ist, warum dann diese Aehnlichkeit in den Entdeckungen, welche gleichartigen Bedürfnissen entsprechen, warum diese so scharf abgegrenzten Unterschiede in den Sprachen, d. h. in dem Ausdruck des Gedankens, der dem Menschen allein eigen ist? Freilich erkennt man hier und da ähnliche Züge, aber diese Züge sind zerstreut und es scheint, als ob ein geheimnißvoller Wille ein Vergnügen daran gefunden hätte, alle Fäden zu verwirren, welche das Wiederauffinden der Spuren des Menschengeschlechts hätten herbeiführen können.

Immerhin würde ich zufrieden sein, wenn es uns gelingen wollte, durch das Studium und die Vergleichung unserer Quellen die ferne Welt der Vergangenheit aufzuhellen und die Stammtafel der Menschheit wieder herzustellen. Wird denn die Wissenschaft niemals im Stande sein, den Menschen das große Friedenswort zuzurufen: „Ihr seid Brüder!"

Die Civilisation der abendländischen Welt ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine neue, durchgesehene und verbesserte Auflage der Civilisationen früherer Zeiten. Die unsrige hat jedenfalls zahlreiche Auflagen erlebt; aber wir finden sie hinreichend „verbessert" und in keinem Falle haben wir einen Verleger, der daran denkt, eine neue Auflage vorzubereiten.

Es scheint, als ob das in dem unaufhörlichen Verbessern bestehende System nach der Vorschrift Boileau's:

„Nimm zwanzigmal die Arbeit in die Hand" . . .

rationeller sei. Man macht uns gern den Vorwurf: „Warum bleiben Sie stehen?" Aber wenn man sich wohl, und sogar

möglichst wohl befindet, ist man dann sicher, durch den Wechsel des Gegenwärtigen eine bessere Zukunft zu erlangen? That is the question! Das Bessere, sagt man, ist der Feind des Guten, und in der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Ich bin keineswegs ein Feind der modernen Civilisation; ich finde sie ganz angenehm; aber ist der Wunsch nach Neuerungen der Weg zum wahren Fortschritt? Ist man auf dem rechten Wege, wenn man annimmt, der Fortschritt besteht im Wechsel? Das ist eine Streitfrage, die ihre Vertheidiger und ihre Gegner haben würde, und ich werde mich nicht darauf einlassen, sie hier zu erörtern. Ich werde mich für jetzt darauf beschränken, zu erwähnen, daß wir das Pulver seit langer Zeit kennen — man erweist uns sogar die Ehre, zuzugeben, daß wir das Pulver erfunden haben; — aber wir haben es nur zu Feuerwerkszwecken verwandt; das ist der Unterschied zwischen unsern Ansichten und denen unserer abendländischen Brüder; ohne die Verhältnisse, welche uns zu der Bekanntschaft mit den Abendländern verhalfen, würden wir es nicht bei den Feuerwaffen in Anwendung gebracht haben. Die Jesuiten waren es, welche uns die Kunst lehrten, Kanonen zu gießen! Ite, docete omnes gentes . . .

Wir nehmen auch die Priorität für die Erfindung der Buchdruckerkunst in Anspruch. Es steht außer allem Zweifel, daß die Kunst der Typographie im zehnten Jahrhundert in China bekannt war und angewandt wurde. Sollte es denn so schwer sein zuzugeben, daß das Prinzip dieser wunderbaren Erfindung über das rothe Meer oder Kleinasien nach dem Abendlande vorgedrungen wäre? Ich glaube nicht. Ganz dasselbe ist mit der Magnetnadel der Fall. In all' den zahlreichen Forschungen über diesen Gegenstand

ist das hohe Alter dieser kostbaren Entdeckungen festgestellt und sie werden uns zugeschrieben. Es ist erwiesen, daß die Araber sich zur Zeit der Kreuzzüge des Kompasses bedienten, und daß er aus ihren Händen in die der Kreuzfahrer gelangte, welche ihn im Abendlande einführten. In China war die Magnetnadel schon im hohen Alterthum bekannt. In einem chinesischen Wörterbuche aus dem Jahre 121 der christlichen Zeitrechnung findet sich bereits die folgende Erklärung des Wortes Magnet: „Stein, mit welchem man der Nadel eine bestimmte Richtung geben kann“ — und ein Jahrhundert später erklären unsere Bücher den Gebrauch des Kompasses.

Das alles sind Fragen untergeordneter Natur, die an sich nur ein relatives Interesse haben; aber sie gestatten mir, auf einer sicheren Basis jene so heftig bestrittene Meinung zu begründen, welche behauptet, es sei etwas anderes als Naivetät unsererseits, wenn wir es ablehnen, das System der Neuerungen zur Geltung kommen zu lassen. Hier haben wir schon zu unseren Gunsten das Pulver, die Buchdruckerkunst, den Kompaß, und ich könnte noch die Seide und das Porzellan hinzufügen, welche sicherlich ebenfalls großartige Erfindungen unserer Industrie sind, die allein schon hinreichen würden, uns eine geachtete Stellung unter den civilisirten Nationen zu sichern.

Nach der gegenwärtigen Lage der Sache komme ich zu folgendem Schluß: Wenn wir in der Rangordnung der eminent nützlichen Entdeckungen uns einen hervorragenden Platz zu erringen vermochten, so mußten wir es auch verstehen, diesen selben praktischen Geist auf unsere Einrichtungen und Gesetze zu übertragen und hinreichend vollkommene Resultate mit ihnen zu erlangen, sodaß wir

nicht nöthig haben, lediglich um zu erfahren, was aus ihnen möglicher Weise werden könnte, eine Veränderung in denselben herbeizuwünschen.

Es giebt also ohne Widerspruch eine menschliche Civilisation, deren Denkmäler bis zu einer Zeit hinaufreichen, in der die abendländische Welt noch nicht existirte, eine mit den berühmten Dynastien Aegyptens und den Patriarchien Chaldäas gleichzeitig blühende Civilisation, welche sich in den ersten Zeitaltern der Menschheit bildete und seit mehr denn tausend Jahren keinem Wechsel unterworfen war.

Unsere Verbindungen mit den an unsern Grenzen wohnenden Völkern haben keine Spuren in ihrer Geschichte hinterlassen. Zum ersten Male spricht Arrian von den Chinesen, als einem Volke, welches rohe Seiden- und Manufakturwaaren exportirte, die über Baktrien nach dem Westen eingeführt wurden. Das ist die erste, etwas ältere, für uns jedoch moderne Notiz, welche unser Vorhandensein bei dem römischen Volke, dem Gebieter der damaligen Welt, erwähnt. Es scheint nachgewiesen zu sein, daß die Römer durchaus keine Beziehungen mit den Stämmen unseres Reiches gehabt haben. Unsere Geschichte erwähnt nur eine chinesische Gesandtschaft, welche unter der Dynastie der Han, im Jahre 94 der christlichen Zeitrechnung, zu dem Zweck abgesandt wurde, einige Verbindungen mit der abendländischen Welt anzuknüpfen. Diese Gesandtschaft erreichte Arabien und brachte eine Sitte von dort mit zurück, welche ohne Zweifel ein hohes Ansehen genoß, da sie unverweilt angenommen wurde. Es war die der Eunuchen. Dies ist, glaube ich, die einzige Anspielung, welche unsere Geschichte über die Verbindungen Chinas mit fremden Völkern enthält.

Indessen wenn die Bewohner des Himmlischen Reiches niemals die Grenzen ihres Gebietes überschritten haben, um Reisen in die fernen Länder des Westens zu unternehmen, oder wenn wenigstens die Erinnerungen daran von der Geschichte nicht bewahrt wurden, so ist es dagegen eine unbestreitbare Thatsache, daß fremde Völker sich bei uns niedergelassen haben, und es existiren sogar noch heute Nachkommen jener alten, nomadischen Stämme bei uns.

Unter ihnen befinden sich Juden, welche zweihundert Jahre vor der christlichen Aera, unter der Dynastie der Han, d. h. zu einer der blühendsten Epochen des Reiches einwanderten.

Der Entdecker dieser jüdischen Kolonie ist ein Jesuit des achtzehnten Jahrhunderts und der Bericht, welchen er über diesen Gegenstand geschrieben hat, verdient besonders erwähnt zu werden:

„Was diejenigen betrifft, welche man hier Thiao-Kin-Kiao (die Sekte, welche die Nerven ausreißt) nennt, so wollte ich sie vor zwei Jahren besuchen, in dem Glauben, daß sie Juden wären, und in der Hoffnung, das alte Testament bei ihnen zu finden. Ich bezeugte ihnen meine Freundschaft, worauf sie mir sogleich sehr freundlich entgegenkamen. Sie waren sogar so artig, mich zu besuchen. Ich erwiederte ihren Besuch in dem Li-paï-sze, ihrer Synagoge, wo sie versammelt waren. Hier hatte ich eine längere Unterhaltung mit ihnen.

„Ich nahm ihre Inschriften in Augenschein, von denen einzelne in chinesischer und andere in ihrer eigenen Sprache verfaßt waren. Sie zeigten mir ihre heiligen Bücher, und erlaubten mir sogar, bis in das Allerheiligste ihres Tempels vorzudringen, von dem das niedere Volk streng aus-

geschlossen ist. In demselben befindet sich ein für den Obersten der Schule reservirter Platz, den derselbe nie anders als mit den Zeichen der höchsten Ehrfurcht betritt.

„Sie erzählten mir, daß ihre Vorfahren aus einem Königreiche des Westens, Juda genannt, stammten, welches Josua erobert habe, als er Aegypten verlassen und das rothe Meer und die Wüste durchschritten hatte, sowie daß die Zahl der Juden, welche aus Aegypten auswanderten, sich auf sechshunderttausend belaufen habe. Sie versicherten mir, daß ihr Alphabet siebenunddreißig Buchstaben zähle, daß sie aber gewöhnlich nur zweiundzwanzig derselben gebrauchten, was mit dem Zeugniß des heiligen Hieronymus übereinstimmt, welches besagt, daß das Hebräische zweiundzwanzig Buchstaben hat, von denen zwei doppelt vorkommen.

„Wenn sie in ihrer Synagoge die Bibel lesen, bedecken sie das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier, zur Erinnerung an Moses, welcher ebenfalls mit verhülltem Antlitz den Berg herabstieg, um seinem Volke die zehn Gebote zu bringen. An allen Sabbathtagen lesen sie einen Abschnitt aus dem Pentateuch. Die Juden China's lesen also wie die Europa's, das Gesetz im Laufe eines Jahres.

„Sie sprachen in einer sehr sinnlosen Weise von dem Paradies und der Hölle.

„Als ich ihnen von dem in der heiligen Schrift verheißenen Messias erzählte, zeigten sie große Ueberraschung bei meinen Worten, und als ich ihnen sagte, daß sein Name Jesus sei, antworteten sie, daß die Bibel wohl eines heiligen Mannes, Namens Jesus, des Sohnes Sirach's, erwähne, aber von dem Jesus, über den ich mit ihnen sprach, hatten sie nie etwas gehört."

Hier haben wir also ein authentisches, zweitausend Jahre altes Erinnerungszeichen! Nur in der jüdischen Nation findet man eine solche Anhänglichkeit an die Nationalität!

Man nehme ein Volk, welches man wolle: nach Verlauf von vier oder fünf Generationen wird es vollständig naturalisirt sein. Die Juden nie! Sie bleiben, was sie sind, wohin sie auch gehen mögen; treu ihrer Religion, ihrem Charakter, ihren Gebräuchen. Die beständige Aufrechterhaltung einer besonderen Race inmitten einer Bevölkerung von vierhundert Millionen ist in Bezug auf die Weltgeschichte eine Thatsache von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Es ist sicher, daß in den Umwälzungen, welche jenen großen Eroberungszügen folgten, sehr viele Stämme, Trümmer von Völkern älterer Racen, zu uns kamen, um in unsern friedlichen Ländern Schutz zu suchen. Man müßte die ortsüblichen Religionsbräuche studiren, gewisse Sitten beobachten, sorgfältige Betrachtungen über die Charaktere anstellen, und es würde ohne Zweifel gelingen, über viele für die Geschichte des Alterthums hochinteressante Thatsachen Licht zu verbreiten.

Die Einführung des Christenthums hat kein bestimmtes Datum bei uns hinterlassen. Alle Völker scheinen indessen dem Evangelium seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung durch die Apostel zugeführt zu sein. Die Jesuiten haben behauptet, das Christenthum sei durch nestorianische Bischöfe im sechsten Jahrhundert in China verkündigt worden. Diese Thatsachen sind jedoch nicht sicher verbürgt, und dasselbe ist mit der Meinung bezüglich der Anwesenheit des heiligen Thomas in unserm Lande der

Fall. Sicher aber ist, daß schon in sehr früher Zeit eine christliche Mission in China bestand. Denn man kann gewiß nicht dem Zufall allein die Uebereinstimmung gewisser buddhistischer Ceremonien mit denen des Katholicismus zuschreiben. Doch wie dem auch sei, im dreizehnten Jahrhundert gab es in Nanking christliche Kirchen; diese Thatsache ist durch die Berichte des berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo verzeichnet.

Vom achten Jahrhundert ab wird der Schleier, welcher die chinesische Welt bedeckt, gelüftet. Es ist das Jahrhundert der Verbindungen des Reiches mit den Arabern, und aus dieser Zeit datirt auch in Wirklichkeit unser historisches Erscheinen in der Welt.

Die von den Arabern selbst geschriebenen, zahlreich vorhandenen Berichte über ihren Aufenthalt in unsern Ländern bezeugen deren Wohlstand und stellen fest, daß vor nunmehr grade tausend Jahren China sich einer glänzenden Civilisation erfreute.

Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Araber unsere Künste erlernten und sich unsere Entdeckungen aneigneten, die dann später in die westlichen Länder gelangten, wo sie vervollkommnet wurden.

Dieses Urtheil glaube ich wenigstens ziemlich klar begründet zu haben.

Das Arsenal von Fu-Tscheu.

Ich habe in dem Verlaufe dieser auf unsere Civilisation bezüglichen Studien gesagt, daß China zu wiederholten Malen den Wunsch bezeugt habe, sich mit den Arbeiten und den Künsten der Europäer vertraut zu machen. Ich habe darauf hingewiesen, daß der Geist unserer Einrichtungen uns antreibe, die nützlichen Künste praktisch zu verwerthen, und daß die einzige Anstrengung der fremden Völker darin bestehen sollte, uns zunächst die Nützlichkeit ihrer neuen Errungenschaften und mechanischen Erfindungen zu beweisen.

Ich glaube in den Augen der Abendländer nicht unbescheiden gewesen zu sein, wenn ich für meine Landsleute das unbestreitbare Recht der Wahl in Anspruch nahm. Die Jesuiten, deren ausgezeichnete Methode ich nicht erst besonders zu rühmen brauche, wenn es sich darum handelt, irgend ein Resultat zu erreichen, hatten unsern Charakter vorzüglich verstanden, und es hing nicht von ihnen allein ab, daß sie der Sache der allgemeinen Civilisation nicht noch größere Dienste geleistet haben. Sie wußten, daß jeder Fortschritt seiner ganzen Natur nach nur langsam

sich vollzieht, daß er nicht das Werk einer gewaltsamen Eroberung, sondern die Errungenschaft einer unermüdlichen Arbeit ist. Sie haben daher in China ein sehr gutes Andenken hinterlassen, und es setzt mich durchaus nicht in Verlegenheit, dies anzuerkennen, indem ich der Wahrheit die Ehre gebe.

Viele Jahre sind verflossen seit dem Tage, wo den Jesuiten die Lehrfreiheit — in China — gewährt wurde; ein langes Jahrhundert ist wie der Sturmwind über die abendländische Welt dahingebraust. Dynastien und Glaubenslehren hat es entwurzelt; alte Einrichtungen über den Haufen werfend richtete es neue Throne auf, und inmitten des Waffengetöses, unter dem Donner der Kanonen entwickelte sich die gegenwärtige Civilisation, welche an dem Gipfel ihres Glanzes angekommen zu sein scheint, ohne gleichwohl das Reich des Friedens begründet zu haben.

Eines der glänzendsten Resultate dieser großen Krise war die Eröffnung zahlreicher Wege für den internationalen Handel, dessen Entwickelung in der That wunderbar genannt werden muß. Alle Völker haben Tauschgeschäfte betrieben, und die Ueberlegenheit ihrer Produkte angestrebt. Die Weltausstellungen haben diese Anstrengungen belohnt und unter all' den nach den verschiedenen Hauptstädten Europa's zusammengeströmten Nationen der Welt hat das Reich der Mitte sich eine ehrenvolle Stellung errungen.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier an die politischen Verhältnisse zu erinnern, welche der endgültigen Herstellung der sozialen Verbindungen zwischen China und den Völkern des Abendlandes vorhergingen. Ich bin dazu weder berechtigt noch geneigt; ich habe bereits gesagt, daß Leute von guter Erziehung in ihrer Unterhaltung keine politischen

Fragen berührten, und dieses Buch soll weiter nichts sein, als, in Gestalt einer Plauderei, eine Antwort auf die Fragen, welche sehr häufig an mich gerichtet wurden.

Ebenso fern liegt es mir, meine Meinung über die verschiedenen Charaktere der Fremden zum Ausdruck zu bringen, die in unsern Häfen leben, und zum überwiegenden Theil nach einer größeren Ausdehnung ihres Einflusses lüstern sind. Die einen wie die andern tragen in ihre Verbindungen den ihrer Race eigenthümlichen Geist hinein, indem sie denselben übermäßig hervortreten lassen. Wir sind nicht im Stande, ihnen denjenigen Charakter zu verleihen, den wir an ihnen gern sehen würden, wir können nur wünschen, daß sie uns helfen, die gegenseitigen Verbindungen zugänglicher und dauerhafter zu gestalten.

Uebrigens giebt es unter den Fremden auch solche, welche ihr Talent oder ihre praktischen Kenntnisse in den Dienst China's gestellt haben, und deren Anstrengungen von Erfolg gekrönt waren. Die Ausdauer, welche sie in ihrer wohlthätigen Aufgabe zeigten, und der Takt, den sie bei ihren ersten Neuerungsversuchen bewiesen, waren die siegreichen Vermittler ihrer Unternehmungen.

Sie haben sich weder über eine systematische Opposition der Chinesen gegen ihre Versuche, noch über den bösen Willen der Beamten zu beklagen. Diese Klagen wurden gewöhnlich nur laut, wenn sie thatsächlich begründet waren. Für mich genügt es, festzustellen, daß diejenigen, welche es zu etwas gebracht, sie weder verursacht, noch sie jemals geäußert haben.

Ihre Werke sprechen für sie: in mehreren unserer Städte und Häfen sind Arsenale gegründet; Bergwerke wurden ausgebeutet; ein Netz von Telegraphenlinien ver-

bindet verschiedene Provinzen des Reiches mit der Hauptstadt, und Dampfer unter chinesischer Flagge vermitteln den Handel längs der Küste und auf unsern großen Strömen. Das sind Resultate, welche den bei ihrer Erlangung Betheiligten Ehre machen, und wenn sie noch nicht so vollkommen sind, wie sie sein sollten, so bestätigen sie wenigstens, daß der Anfang auf dem Wege industrieller Unternehmungen gemacht ist. Ueberdies werden die in das Chinesische übersetzten wissenschaftlichen Bücher immer populärer. Unsere Bevölkerung wird keine Furcht mehr vor dem Dampfroß haben, wenn es dereinst durch ihre Felder braust.

Unter den Fremden, welche dem guten Samen die ersten Furchen öffneten, nimmt Herr Prosper Giquel, dessen Name in Frankreich oft genannt wird, wenn es sich um chinesische Angelegenheiten handelt, eine hervorragende Stelle ein, und es ist nur natürlich, daß das Werk, welches er geschaffen hat, sich in dieser gedrängten Uebersicht des von dem jungen Europa auf unser altes Reich ausgeübten Einflusses meiner Erinnerung darbietet. Ich meine das Arsenal von Fu-Tscheu. Dieses Werk hat in der That große Erfolge gehabt und wenn ich es hier erwähne, so geschieht es weniger um der professionellen Geschicklichkeit und Energie seiner Gründer und Leiter eine Huldigung darzubringen, als vielmehr um der mit einer vollkommenen Kenntniß des chinesischen Charakters getroffenen administrativen Maßregeln willen, dank denen ein zahlreiches, aus Europäern und Asiaten bestehendes Personal in gutem Einvernehmen zu leben vermochte. Die Reglements, welche dieses Resultat zur Folge hatten, könnten jedesmal, wenn Fremde für unsere Regierung oder unsere Landsleute Anstalten zu begründen haben, als Muster dienen.

Indessen genügt es nicht, wie man vielleicht versucht sein könnte zu glauben, von guten Absichten beseelt zu sein, um in China auf Erfolg rechnen zu dürfen. Wie überall gilt auch bei uns das Sprüchwort: „Hilf dir selber, so hilft dir Gott!“ und wenn dieses Wort noch einer Bestätigung bedürfte, so wäre die Carrière des Herrn Giquel in unserm Reiche der beste Beweis dafür.

Bei seiner Ankunft in China war Herr Giquel Marineoffizier. Gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes lernte er die Mandarinensprache und machte sich mit unsern Sitten und Einrichtungen bekannt. In den Jahren 1862 bis 1864 nahm er wichtigen Antheil an der Unterdrückung der Rebellion der Taïpings, indem er mit mehreren seiner Kameraden von der Armee und Marine in der Provinz Tsche-Kiang ein französisch-chinesisches Korps organisirte und befehligte.

Auf diese Weise erwarb er sich seine ersten Grade in der chinesischen Rangordnung und die einflußreichen Freunde, welche später dem Kaiser seine Wahl für die Schöpfung des Arsenals von Fu-Tscheu in Vorschlag brachten. Belohnungen, denen alle Welt Beifall spendete, hoben ihn später zu Ehrenstellen empor, die bei uns nur den höchsten Beamten verliehen werden.

Im strengsten Sinne des Wortes ist ein Arsenal eine Fabrik, oder ein Depot von Waffen oder Kriegsmaschinen; das Etablissement von Fu-Tscheu fabrizirt aber weder Pulver, noch Flinten oder Geschütze. Es ist speziell ein Complex von Werften und Hüttenwerken, welche nicht nur den Zweck haben, unsere Kriegsschiffe zu liefern, sondern mittelst deren auch der Metallreichthum Chinas ausgebeutet werden soll. Durch den Unterricht, welcher mit den Arbeiten

verbunden ist, und durch die von europäischen Lehrern gehaltenen Vorlesungen ist das Arsenal auch eine militärische Fachschule.

Die auf ihr gebildeten Schüler, von denen mehrere in Europa ihre Erziehung vollendet haben, sind heute geschickte Ingenieure, jeden Augenblick bereit, die Leitung verschiedener schon geschaffener oder noch zu schaffender Industriezweige zu übernehmen.

Die Eröffnung der Arbeiten fand im Jahre 1867 statt. Ich war damals noch zu jung, um die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens schätzen zu können und meine Erinnerungen würden mir nicht als exakter Maßstab für die Anstrengungen, welche sie gekostet haben, dienen können. Meine Leser werden es mir daher Dank wissen, wenn ich hier eine Stelle aus der von dem Direktor des Arsenals an den Verein der Civil-Ingenieure in Paris gerichteten gelehrten Denkschrift citire:

„Bei Beginn des Jahres 1867 wurden einige Vorarbeiten, wie Wohnungen für das Personal und Magazine in Angriff genommen, aber erst im Monat Oktober desselben Jahres, nachdem ich von einer Reise nach Frankreich, welche ich zum Zweck der Herbeischaffung von Materialien und der Anwerbung des Personals unternommen hatte, zurückgekehrt war, nahmen die Arbeiten des eigentlichen Arsenals ihren wirklichen Fortgang. Ich werde mich stets des peinlichen Eindrucks erinnern, den ich empfand, als ich dem kahlen Reisfelde gegenüberstand, auf welchem die Werkstätten errichtet werden sollten. Von den in Frankreich gekauften Werkzeugen war noch nichts angelangt. Wir befanden uns in einem Hafen, welcher keinerlei Hülfsmittel, wie Maschinen und europäische Werkzeuge darbot. Gleich-

wohl aber mußten wir uns an's Werk machen. Eine kleine, viereckige Hütte, die einzige, welche sich auf dem Terrain befand, und deren ursprünglichen Zweck ich hier nicht näher beschreiben kann, diente uns als Schmiede. Auf zwei Feuerstellen, welche wir darin errichteten und die mittelst eines chinesischen Blasebalges in Thätigkeit gesetzt wurden, schmiedeten wir unsere ersten Nägel.

„Mit Hülfe der eingeborenen Zimmerleute errichteten wir Rammen, um Pfähle einzutreiben und machten uns dann an die Herstellung eines Zimmerplatzes.

„Während dieser Zeit wurden die Erdanschüttungen mit Hülfe von zwölfhundert Arbeitern möglichst beschleunigt, denn wir mußten unser Terrain um 1,80 m erhöhen, um es gegen Ueberschwemmungen zu sichern, und da wir außerdem auch die sehr natürliche Ungeduld der Chinesen, welche in kürzester Zeit Resultate zu sehen wünschten, befriedigen mußten, so machten wir uns an den Bau einer Anzahl von Holzwerkstätten, unter denen unsere Maschinentheile, je nachdem wie sie von Europa ankamen, aufgestellt wurden. Diese improvisirten Werkstätten sind noch heute vorhanden, und das Arsenal bietet daher den, bei in der Fremde hergestellten, neueren Schöpfungen ziemlich häufigen Anblick von in der Eile aufgeschlagenen Hütten, neben regelrechten, mit einem wahren Luxus an Material und Ausstattung errichteten Bauten dar.

„Alle Reisenden, welche Fu-Tscheu besucht und Berichte über ihre Reisen veröffentlicht haben, sind einig in dem Lobe, welches sie den Einrichtungen des Arsenals zollen."

Die Erfolge haben die Hoffnungen noch übertroffen. Aber was nicht genug gelobt worden ist und hier einen

großen Werth hat, das ist die vorzügliche Verwaltung des Etablissements, die Ordnung und Harmonie, welche beständig zwischen den Europäern und Chinesen geherrscht hat. In den Händen der Letzteren lag die Verwaltung und die Regelung der Disciplin unter Ueberwachung eines aus hohen Würdenträgern des Reiches zusammengesetzten Komités. Die Europäer hatten lediglich die Verantwortlichkeit für die Leitung der Arbeiten und des Unterrichts.

Diesem System verdankt es die kleine französische Kolonie des Arsenals, daß sie immer nur geebneten Schwierigkeiten begegnete, und daß die einen wie die andern sich nur beglückwünschen konnten, sowohl über die in der Beaufsichtigung bewiesene Energie, wie über die durch den Unterricht erzielten Fortschritte.

„Unser Vaterland," sagt Herr Giquel in seiner bereits erwähnten Denkschrift, „kann wie ich glaube einigen Nutzen aus diesen Werken ziehen, da die Leitung der Arbeiten durchaus französisch ist und die chinesischen Leiter fähig sind, unsere Arbeitsmethode und unsere Fabrikationsweise zu schätzen. Die Werkstätten wurden mit aus Frankreich stammendem Material eingerichtet, und das Arsenal unterhält mit unserer Industrie regelmäßige Verbindung. Der den Schülern und Lehrlingen ertheilte industrielle Unterricht ist ebenfalls französisch und diese werden jedenfalls ihre Augen auf Frankreich werfen, wenn die in China erzielten Fortschritte den Wunsch in ihnen rege machen, die beschränkten Grenzen, in denen sie sich jetzt noch befinden, zu überschreiten . . ."

Diese Worte, welche einen hohen von unfruchtbarem Ehrgeiz freien Patriotismus athmen, können ohne Bedauern von einem Chinesen wiederholt werden.

Wer unter uns sollte nicht hoch erfreut sein, wenn er diese von wahrer Vaterlandsliebe beseelte, edle Sprache hört, welche ihm, wie einen Tribut, die Huldigung all' der geduldig ertragenen Mühen, der von Erfolg gekrönten Anstrengungen darbringt und welche die Zukunft wie eine Hoffnung und eine Quelle von Wohlthaten begrüßt. Einrichtungen wie das Arsenal von Fu-Tscheu sind großartig, weil sie eine civilisatorische Nebenbuhlerschaft begründen und allein den Triumph der erhabenen Ideen vorbereiten, welche die Völker einigen.

Aus ihnen, und nur aus ihnen erzeugt sich der Fortschritt.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

In demselben Verlage ist erschienen:

Korea.

Land und Leute.

Eine Sommerreise in das Land der Morgenruhe 1894.

Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Plänen.

In einem Quartbande von 224 Seiten.

Preis geheftet 7 Mk. — In Originaleinband 8 Mk. 50 Pf.

Inhalts-Uebersicht. 1. Nach Korea. 2. Fusan. 3. Eine koreanische Provinzstadt. 4. Durch das Gelbe Meer. 5. Chemulpo. 6. Auf dem Hauptfluß von Korea. 7. Von Kangwah nach Söul. 8. Die Hauptstadt von Korea. 9. Der König von Korea und sein Hof. 10. Die Königin und ihr Hofstaat. 11. Begräbniß-Ceremonien koreanischer Könige. 12. Eine Gesandtschaft des Kaisers von China in Korea. 13. Koreanische Soldateska. 14. Politische und gesellschaftliche Zustände. 15. Die Vergnügungen der Koreaner. 16. Kalender koreanischer Festtage. 17. Spaziergänge in Söul. 18. Frauenleben. 19. Unterrichtswesen und geographische Begriffe. 20. Religiöse Anschauungen. 21. Koreanische Heilmittel und Krankenpflege. 22. Trauer-Ceremoniell und Ahnen-Cultus. 23. Gerichtspflege, Gefängnisse und Foltern. 24. Koreanische Eigenthümlichkeiten. 25. Europäer in Korea.

26. Ein Ritt nach Chemulpo. 27. Die acht Provinzen. 28. Industrien. 29. Landes-Produkte. 30. Wönsan und die russischen Interessen in Korea. 31. Der Handelsverkehr Korea's mit dem Auslande.

Korea, das bisher geradezu unbekannte Land der Morgenruhe, wird in dem Werke von Ernst von Hesse-Wartegg in deutscher Sprache zum ersten Male geschildert. Auch in fremden Sprachen ist bisher kein größeres Werk erschienen, welches Korea auf Grund eigener Reisen und Beobachtungen darstellt, und das in Rede stehende Buch ist deshalb eine ungemein wichtige, einzig dastehende Bereicherung der Länder- und Völkerkunde. Dies wurde auch von anderen Nationen anerkannt, denn Hesse-Warteggs „Korea" wurde gleichzeitig in mehrere fremde Sprachen übersetzt.

Auf einer Reise um die Erde begriffen, unternahm der berühmte Reisende von Japan eine Fahrt nach Korea, wo er gerade während der Rebellion gegen die Regierung eintraf und Zeuge war von den ersten Operationen der chinesischen und japanischen Armeen in der Umgebung der Hauptstadt. Welche Fülle des Neuen, Merkwürdigen und Absonderlichen Korea, sein alter Königshof und sein seit Jahrtausenden von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenes Volk darbietet, kann man nur aus der Lektüre des Werkes erfahren. Einzelnes hervorzuheben, wäre an dieser Stelle unmöglich, denn alles ist neu und im höchsten Grade fesselnd.

Hesse-Wartegg bethätigt in seinem Buche wieder dieselbe geistvolle, glänzende Darstellungsgabe, welche ihn längst zu einem der ersten Lieblinge unserer Leserwelt gemacht hat. Kein Land ist augenblicklich interessanter als Korea, kein Schriftsteller berufener, es in allen seinen Eigenthümlichkeiten in packender Weise zu schildern wie Hesse-Wartegg.



patriotischen Begeisterung Ausdruck zu geben, auch gelegen haben mag, ist die Darstellung zwar trocken geworden; dafür sind aber die nach so verschiedenen Richtungen auseinandergehenden Operationen der japanischen Armee um so klarer zu überblicken, wozu die dem Werke beigegebenen, ganz nach europäischer Art gezeichneten Karten viel beitragen. Für den Militär von Fach bietet das Werk wenig, da die Besprechung aller taktischen und strategischen Fragen streng vermieden worden ist.

Deutscher Reichs= und Königl. Preuß. Staats=Anzeiger.

Ueber den wichtigen politischen Folgen des japanisch=chinesischen Kriegs beginnen die Kriegsereignisse, selbst, so glänzend und überraschend sie waren, bereits zu verblassen. Eine amtliche Veröffentlichung von Seiten des japanischen Generalstabs liegt noch nicht vor. Indessen giebt die genannte Schrift eines Japaners einen knappen, chronikartigen Abriß der Kriegsereignisse; klar, ungeschminkt und ohne jede Ueberhebung. Einige Illustrationen, die eingestreut sind, sind interessante Beispiele der japanischen Kunst.

Schwäbischer Merkur.

Es vereinigt sich alles, dieses Buch zu einer sehr willkommenen Gabe zu machen. Eine gedrängte Darstellung des Krieges, der unlängst seinen Abschluß gefunden hat, in seinem Anlaß und Verlauf, von der sachkundigsten Hand eines japanesischen Schriftstellers, welcher ohne irgend welche prahlerische Phrasen rein objektiv die Thatsachen vorführt, doch mit genauem militärischen Detail, Plänen und mehreren Schlachtenbildern, dazu in einer Uebersetzung, die sich wie ein ursprünglich deutsch geschriebenes Buch liest; endlich der charakteristische Umschlag mit der Sonnenflagge und die originelle schöne Quastenverzierung an der den Band zusammenhaltenden Schnur. In erster Linie werden natürlich Offiziere und Geschichtsforscher angezogen; es wird aber auch allen gebildeten Zeitgenossen eine bleibende werthvolle Erinnerung geboten an den siegreichen Kampf eines Volkes im fernen Ostasien, das sich europäischer Kultur erschlossen und darum auch die Sympathie Europas gewonnen hat.

Literaturbericht für Theologie.


YB 28980

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.